

Impressum

herausgegeben von:
Johannes Bracht M. A.
Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte
Westf. Wilhelms-Universität Münster
Domplatz 20-22
48143 Münster
jbracht@uni-muenster.de

Der AKA-Newsletter erscheint zweimal jährlich

Arbeitskreis für Agrargeschichte

Vorsitz:
Prof. Dr. Stefan Brakensiek
Universität Duisburg-Essen
Historisches Seminar
stefan.brakensiek@uni-duisburg-essen.de

Mehr Informationen zum
Arbeitskreis für Agrargeschichte
finden Sie unter www.agrargeschichte.de

www.agrargeschichte.de



AKA

newsletter

Nr. 29, Juni 2012

Wald und Waldnutzung in Bayern
(Winfried Freitag) S. 3

Rezensionen

Anke Sawahn: Wir Frauen vom Land.
(J. Kirchinger) S. 18

Alfred Bauer: Ländliche Gesellschaft
und Agrarwirtschaft im Hunsrück
(A. Sawahn) S. 21

Frank Konersmann/ Klaus-Joachim
Lorenzen-Schmidt (Hg.):
Bauern als Händler
(U. Pfister) S. 24

Bericht

„Vom Acker auf den Teller“
Landwirtschaft und Ernährung als
museumspädagogische Aufgabe
(Berit Bethke) S. 29

AKA intern: Mitgliederumfrage S. 33

**Kurzinformationen,
Ausstellungs- und Tagungshinweise**

Mitgliedernachrichten

www.agrargeschichte.de



Sehr geehrte Kolleginnen und Kollegen,

im September hat der Vorstand Sie zu Ihren Einstellungen gegenüber einer Fusion der beiden deutschen agrarhistorischen Vereinigungen, unserem Arbeitskreis und der Gesellschaft für Agrargeschichte befragt. Im Vorstand haben wir die Umfrage ausgewertet und sind zu dem Entschluss gekommen, eine Vereinigung beider weiter zu betreiben, denn Ihr Votum unterstützt diesen Weg eindeutig (siehe S. 34). Allerdings ist für uns auch klar, dass viele unter Ihnen höhere Beitragskosten ablehnen. Ebenfalls ist aus Ihren Kommentaren deutlich geworden, dass der informelle Charakter des AKA bei einer Fusion nicht auf der Strecke bleiben soll.

Wenn Sie dieses Heft in Händen halten, werden sich die Vorstände von AKA und GfA bereits getroffen haben, um ein weiteres Vorgehen zu diskutieren. Im Rahmen unserer Sommertagung am 6./7. Juli 2012 in Essen (siehe Seite 43-44) wird dann die Mitgliederversammlung eine Entscheidung treffen. Nicht zuletzt aus diesem Grund ist zu hoffen, dass möglichst viele unter Ihnen den Weg nach Essen finden!

Zum dritten Mal wird der AKA in Essen den Förderpreis Agrargeschichte verleihen. Diesmal teilen wir den Preis, weil uns zwei Arbeiten überzeugt haben. David Hamann aus Berlin erhält den Förderpreis für seine Arbeit über Gunther Ipsen, Andreas Flurschütz da Cruz für seine Studie zum Miteinander der Katholiken und Protestanten in einem fränkischen Dorf der Frühen Neuzeit. Beide bekommen in Essen Gelegenheit, ihre Arbeiten den Mitgliedern vorzustellen.

Fürs Erste bedanke ich mich bei allen, die zu diesem Heft beigetragen haben, und wünsche Ihnen allen eine gewinnbringende Lektüre.

Ihr Johannes Bracht

Titelbild: Frontispiz von C. J. von Sierstorff: Über die forstmäßige Erziehung..., Hannover 1796 (siehe auch Seite 8)

Wald und Waldnutzung in Bayern¹

von Winfried Freitag

Seit der Mensch Wälder nutzt, sind diese in geringerem oder stärkerem Ausmaß „Koproduktionen“ von Mensch und Natur. Ihre Beschaffenheit hängt ab von unterschiedlichen natürlichen Voraussetzungen wie Klima, Boden und geographischer Lage, und sie hängt ab von der jeweiligen Zivilisation, die den Wald als Teil ihres Lebensraumes bewirtschaftet und gestaltet. Waldgeschichte verlangt daher ein interdisziplinäres Vorgehen. Sie ist angewiesen auf Naturwissenschaften wie Biologie und Forstbotanik und auf eine Vielzahl von Kulturwissenschaften, darunter Archäologie, historische Geographie, Sozial-, Wirtschafts- und Technikgeschichte. Ihre Erkenntnisse gewinnt die Waldgeschichte nur zum Teil aus schriftlichen Quellen. Wichtig sind ebenso Pollenanalysen, Klimadaten, handgezeichnete Karten oder großflächige Ausgrabungen vor- und frühgeschichtlicher Siedlungen.

Vorgeschichte und frühes Mittelalter

Die prähistorischen Ackerbauern Mitteleuropas kannten weder Steinbauweise noch dauerhafte Siedlungen. Begannen ihre aus Holz, Flechtwerk und Lehm errichteten Häuser nach ein paar Jahrzehnten zu verfallen, so suchten sie in der Nähe eine Stelle, an der genug Bauholz wuchs und Wald für neue Felder gerodet werden konnte. Sie verlegten Ortschaft und Wirtschaftsfläche stets von neuem; meist nur über kurze, manchmal auch über größere Entfernung.

¹ Dieser Artikel erscheint im Historischen Lexikon Bayerns (www.historisches-lexikon-bayerns.de), einem wissenschaftlichen Online-Lexikon zur bayerischen Geschichte. Dort sind die Abbildungen in Farbe wiedergegeben. Das Lexikon wird herausgegeben von der Bayerischen Staatsbibliothek (federführend) in Zusammenarbeit mit der Kommission für Bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und der Konferenz der Landeshistoriker an den bayerischen Universitäten. Wir danken der Lexikonredaktion für ihr Einverständnis zum Abdruck in unserem Newsletter.

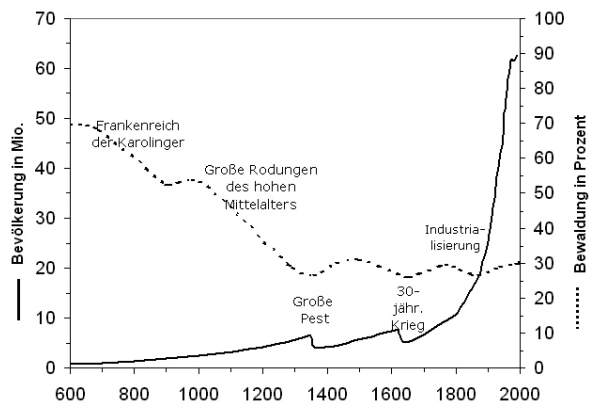


Abb. 1: Bevölkerungsentwicklung und Anteil des Waldes an der Gesamtfläche, alte Bundesländer vom frühen Mittelalter bis heute. Wie stark das Land von Wald bedeckt war, hing in Mitteleuropa bis zur Industrialisierung vor allem von der Bevölkerungsdichte ab. Bis um 1800 lebten etwa 90 % der Menschen von der Landwirtschaft. Größere Veränderungen in der Bevölkerungszahl

waren daher stets mit Rodungen oder der Wiederausbreitung des Waldes verbunden. Diesen engen Zusammenhang hat erst die Industrialisierung aufgebrochen. Grafik/ Bildrechte: Winfried Freitag.

Wo gerodetes Land wieder der Natur überlassen wurde, wuchs allerdings kein Urwald empor, wie er vor Eingreifen des Menschen bestanden hatte. Der Zyklus von Rodung, Siedlungsaufgabe und Wiederbewaldung verstärkte Jahrtausende lang einen natürlichen Prozess, nämlich die Wiederausbreitung der Rotbuche nördlich der Alpen nach der letzten Eiszeit. In den Regionen zwischen den Gebirgen herrschten daher zu Beginn des Mittelalters von Buchen dominierte Mischwälder vor. Die anderen Wuchsgebiete Bayerns wurden von Lebensgemeinschaften eingenommen, die den natürlichen Voraussetzungen entsprachen: die Flussniederungen von Auwäldern, die Mittelgebirge und mittleren Hochlagen der Alpen von Bergmischwäldern. Reine Fichtenbestände waren nur hoch in den Alpen und in den höchsten Lagen der Mittelgebirge anzutreffen.

Ortsfest wurde die Mehrzahl der Siedlungen erst um die Jahrtausendwende. Bis dahin behielten die Germanen ihre mobile Siedelweise zumeist bei bzw. führten sie in den ehemals römischen Gebieten zwischen Donau und Alpen wieder ein. Die zu ihren Ortschaften gehörigen Äcker beließen sie allerdings schon im frühen Mittelalter an Ort und Stelle. Einmal gerodete Flächen blieben damit meist auf Dauer waldfrei. Der im 7. Jahrhundert einsetzende, bis Ende des Hochmittelalters anhaltende Anstieg der Bevölkerung verlangte eine beständige Erweiterung der Fluren. Der Anteil des Waldes an der Gesamtfläche nahm von zwei Drittel bis drei Viertel um das Jahr 600 – die Zahlen variieren je nach Schätzung – auf unter ein Drittel um 1300 ab. Lebten Anfang des 7. Jahrhunderts durchschnittlich 2-3 Menschen auf einem Quadratkilometer, so waren es Ende des Hochmittelalters 15-20. Der Wald, der pro Person zur Verfügung stand, schrumpfte auf etwa ein Sechzehntel der anfänglichen Fläche. Das

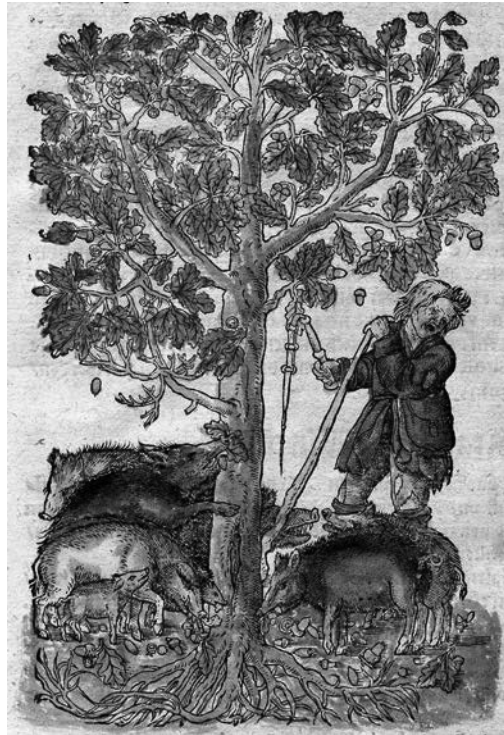


Abb. 2: In vormoderner Zeit wurden im Herbst die Schweine zur Mast in den Wald eingetrieben. Sie fraßen dort vor allem Eicheln, aber auch Bucheckern und Wildobst. Zudem wurden Eicheln zum Verfüttern im Winter gesammelt. Kolorierter Holzschnitt aus einer Straßburger Ausgabe des Kräuterbuchs von Hieronymus Bock (1498-1554), 1630. Foto/ Bildrechte: Museum Wald und Umwelt, Ebersberg.

hatte weit reichende Folgen für die Waldnutzung und die Regeln, die für sie aufgestellt wurden.

Zu Beginn des Mittelalters gab es also Wald im Überfluss. Seine Nutzung war weitgehend frei. Das bayerische Stammesrecht, die „Lex Baiuvariorum“, stellte vor allem fruchttragende Bäume unter Schutz. Bei Besitzstreitigkeiten um bereits gerodetes Land legte sie fest, es solle dem gehören, der beweisen könne, es als erster bearbeitet zu haben. Im ausgehenden 6. Jahrhundert begannen die fränkischen Könige, später auch Herzöge und andere Große des Reiches damit, ausgedehnte Wälder der Allgemeinheit zu entziehen. Sie erklärten sie zu „forestes“, d.h. zu gesonderten Rechtsbezirken, in denen sie allein über Waldnutzung, Jagd und Fischfang bestimmten. Eine „forestis“ konnte neben Wald auch Nutz- und Ödland umfassen. Das Wort begegnet erstmals um die Mitte des 7. Jahrhunderts in fränkischen Königsurkunden.

Es wurde damals – wohl aus dem lateinischen „foris“ (draußen) – neu gebildet, um außerhalb der üblichen freien Jagd und Waldnutzung stehende Gebiete zu bezeichnen. „Nemus“ und „silva“ blieben hingegen die in der Schriftsprache allgemein für Wald gebräuchlichen Wörter.

Aus den Freisinger Traditionen, die uns über die Schenkungen von Landgütern an und ihren Tausch durch das Bistum informieren, geht hervor, dass nur der Adel und Klerus Wald besitzen konnten. Den Hauptnutzen, den diese daraus zogen, benennen die Traditionen mit Jagd („venatio“), Schweinemast („sagina“) und Rodung („extirpatio“). Wald, der sich durch Roden in Ackerland verwandeln ließ, hatte

besonderen Wert. Er erlaubte den Grundherrn, durch die Ansiedlung von Bauern sowohl die Abgaben, die ihnen geschuldet wurden, als auch die Zahl ihrer Hörigen zu erhöhen. Daher wurden bei solchem Wald genaue Größenangaben gemacht, bei Mast- und Weidewäldern hingegen lediglich ein genügend („sufficenter“) oder reichlich („habundanter“) hingefügt. Dass freien und abhängigen Bauern der Wald für ihren Eigenbedarf, also für die Viehweide sowie die Gewinnung von Waldgras, Laubheu, Bau- und Werkholz offen stand, scheint in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters eine Selbstverständlichkeit gewesen zu sein.

Hohes Mittelalter

Im hohen Mittelalter beschleunigte sich der Bevölkerungsanstieg und kamen mit der bis 1300 anschwellende Welle von Stadtgründungen neue Ansprüche an den Wald hinzu. Die Bürger benötigten für ihr Handwerk und Gewerbe neben Brenn-, Werk- und Bauholz auch Holzkohle, Gerbstoff (gemahlene Rinde), Harz, Pottasche und andere Waldprodukte. Das Aufblühen der Städte, die demographische Expansion und die verstärkte Rodung ließen in den verbleibenden Wäldern die Nutzungszonen der Siedlungen teils aneinander näher rücken, teils zusammen stoßen oder ineinander greifen. Mehr und mehr Nutzer mussten sich ein- und denselben Wald teilen. So konnte z. B. dem einen die hohe Jagd zustehen, dem anderen die niedere Forstgerichtsbarkeit. Das für die herbstliche Schweinemast zu entrichtende Dechelgeld konnte unter zwei Herren aufgeteilt und den Bewohnern bestimmter Ortschaften gegen einen jährlichen Forstzins erlaubt sein, Holz, Laubheu und Waldstreu zu entnehmen und ihr Vieh zur Weide einzutreiben.

Mit dem Neben- und Ineinander von Rechten nahm nicht nur der Bedarf an Absprachen und Regelungen zu, sondern auch die Zahl an Konflikten. Bauern stritten mit ihren Herren, aber auch Dörfer, Klöster, Adelige und Städte untereinander um den Wald. Daher ist es nicht verwunderlich, dass Grundherrn damit begannen, sich einen Überblick über ihre eigenen Ansprüche zu verschaffen. So hat z. B. das Kloster Ebersberg um 1300 alle seine „Forstlehen und Forstrecht“ in einem Urbar zusammengestellt. Die Niederschrift ist typisch für einen veränderten Umgang der Grundherren mit ihren Waldungen. Sie suchten mehr und mehr direkten Gewinn aus ihnen zu ziehen; noch nicht, indem sie selber Holz und andere Waldprodukte verkauften, sondern mit den dem Feudalismus eigenen Mitteln eines Forstzinses, den die Nutzer zu entrichten hatten, und einer Forstgerichtsbarkeit, die Erträge abwarf. Zentrale Bedeutung gewann damit die „Hutung“ (Bewachung) der Wälder durch das grundherrliche Forstpersonal. Förster („forestarii“) hatten dafür zu sorgen, dass Übertretungen festgestellt und die geforderten Bußgelder und Abgaben entrichtet wurden.

Spätes Mittelalter und 16. Jahrhundert

Im 14. Jahrhundert verschafften Hungersnöte und Pestwellen dem Wald eine Atempause. Die Bevölkerungszahl schrumpfte, Wüstungen entstanden, der Wald eroberte einen Teil des verloren gegangenen Terrains zurück. Ab Mitte des 15. Jahrhunderts setzte die demografische Expansion wieder ein. Der Nutzungsdruck stieg erneut. Zahlreiche Wälder mussten nun neben den Ansprüchen der lokalen Bevölkerung verstärkt regionale oder überregionale Bedürfnisse befriedigen. Diese Veränderung spiegelt sich wider in den Holz(abgabe)-, Wald-, Forst- und Dechelordnungen, die seit Mitte des 15. Jahrhunderts vereinzelt, vom 16. Jahrhundert an häufig erlassen wurden.

Da der Transport von Holz auf dem Landweg bis zum Eisenbahnbau nur über kurze Entfernungen lohnte, waren es vor allem die an Flüssen gelegenen Wälder, deren Holz und Holzprodukte per Floß auf stromab gelegene Märkte gelangten. Die Wälder des Isarwinkels z. B. versorgten München, Freising und Landshut nicht nur mit Stamm- und Schnittholz, sondern auch mit Holzkohle, gebranntem Kalk und Ziegeln. Der Weilhart- und der Henhartforst im Innviertel (bis 1779 bayerisch) lieferten ihre Produkte über Salzach, Inn und Donau bis nach Linz und Wien. Der Frankenwald trug zur Versorgung der Main abwärts gelegenen Städte bei. Andere Waldgebiete wurden in hohem Maße von dort ansässigen, für den Export arbeitenden Industrien beansprucht, so die Wälder um Reichenhall, Berchtesgaden und später Traunstein von Salinen, die der Herrschaft Hohenaschau und der Oberpfalz von der Eisenindustrie oder der Bayerische Wald von Glashütten, die, wenn das Holz in ihrem Umfeld verbraucht war, weiterzogen. Selbst ein so verkehrungünstig gelegener Wald wie der Ebersberger Forst diente nicht allein dem Eigenbedarf der Anrainer. Bauern und Häusler fällten über ihre „Hausnotdurft“ hinaus Holz, um es auf die nahe gelegenen Märkte Grafing, Markt Schwaben oder Erding zu bringen. Vor Ort gemästete Schweine wurden – wie die anderer bayerischer Wälder auch – ins Rheinland getrieben und dort verkauft.

Indem Angehörige bäuerlicher und unterbäuerlicher Schichten Bäume für den Verkauf fällten, ans Wasser brachten und zu Verbrauchern flößten, indem sie Kohlen, Kalk und Ziegel brannten, indem sie drechselten, pechelten und Schweine mästeten, nutzten sie entstehende Marktchancen. Sie schufen sich neue, auf dem Wald gründende Nahrungsstellen. Der Erfolg, den sie damit hatten, weckte die Begehrlichkeit der Grundherren. Diese versuchten über ihre Ordnungen regulierend einzugreifen, auf das verkaufte Holz Abgaben zu erheben oder den Verkauf selber in die Hand zu nehmen.

Für das grund- oder landesherrliche Personal, das die Wälder vor Ort beaufsichtigte, finden sich in den Quellen die unterschiedlichsten Bezeichnungen: Im Mittelalter ist meist von „forestarii“ oder „Huetleuten“ die Rede, in der frühen Neuzeit von Forstknechten, Übereitern, Förstern, Jägern oder Jaidbedienten. Ihre wichtigsten

Aufgaben waren, Waldfrevler zu pfänden und anzuzeigen, die „Beholzung“ der Untertanen zu überwachen und Wild für die Hofküche zu erlegen. Mit Aufkommen der barocken Hofjagden hatten sie auch an diesen mitzuwirken, den Wald in wild- und jagdgerechtem Zustand zu halten und die Wilderer zu bekämpfen. Dass sie über den Zugang zu den für die Bevölkerung so lebenswichtigen Waldressourcen wachten, verschaffte ihnen vor Ort große Macht. Die Forst- oder Jajdsbedienten wurden aber nur unzureichend entlohnt und wenig kontrolliert. Das erklärt ihre hohe Anfälligkeit für Bestechung und Betrügereien. Ihr Amtsmissbrauch, über den die Quellen ständig klagen, war keine persönliche Schwäche, sondern systemimmanent.

In seiner 1568 erlassenen, bis um 1800 gültigen „Bayerische Vorstordnung“ erklärt Herzog Albrecht V. (reg. 1550-1579) zwar, die Wälder des Landes schützen und ihren Zustand heben zu wollen. Ein Blick auf die einzelnen Bestimmungen zeigt jedoch, dass es vor allem um ein Ausbalancieren sämtlicher Interessen ging, bei dem der Waldschutz meist hinten gestellt wurde: Alle Haushalte sollten das Holz, das sie benötigten, Handwerk und Gewerbe, die Rohstoffe, auf die sie angewiesen waren, erhalten. Die Landwirtschaft sollte, um das Land mit Lebensmitteln versorgen zu können, ihre althergebrachten Waldnutzungen fortführen. Nur was übermäßig erschien oder dem bisherigen Gebrauch zuwider lief, wurde verboten. Nicht zuletzt diente die Ordnung den Eigeninteressen des Landesherrn: seine eigenen Wälder sollten höhere Erträge abwerfen, die von ihm festgelegten Regeln auch für die Wäldern anderer Grundherrn gelten und alle Untertanen im Stande sein, die geforderten Abgaben und Steuern zu entrichten.

17. und 18. Jahrhundert

Handgezeichnete Karten und Waldbeschreibungen aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zeigen: Übermäßige Holzentnahme, Überweidung, Verbiss und kurzzeitiger Waldfeldbau hatten in siedlungsnahen, intensiv genutzten Wäldern zahlreiche Kahlfelder entstehen lassen. Weite Teile von ihnen waren aufgelichtet wie eine Savanne. Für die massive Verschlechterung des Waldzustandes gab es ein ganzes Bündel von Ursachen: Der fortgesetzte, vom Dreißigjährigen Krieg nur kurzzeitig unterbrochene Bevölkerungsanstieg ließ die Zahl der Verbraucher weiter zunehmen. Die Einführung stehender Heere bzw. ihr Bedarf an Ausrüstung und die umfangreiche Bautätigkeit von Kirche und Staat (barocke Kirchen, Klöster, Schlösser) steigerten die Nachfrage nach Produkten der 'holzfressenden' Gewerbe (Metallverhüttung und Verarbeitung, Kalk- und Ziegelbrennen, Glasherstellung). Die prachtvollen Hofjagden erforderten einen stark überhöhten Wildbestand und sorgten damit für massive Verbisschäden.



Abb. 3: Im Vordergrund des Titelbildes ein stark aufgelichteter Laubwald, wie er den Bedürfnissen der Landwirtschaft und der höfischen Jagd entsprach. Mit seinen vielen Grasplätzen und Mastbäumen (fruchttragenden Eichen und Buchen) bot er dem Weidevieh und dem Wild reichlich Nahrung. Im Hintergrund der damalige Wald der Zukunft: eine Monokultur aus schnell und gerade wachsenden Fichten, die vor allem Bauholz lieferten. Kolorierter Frontispiz von: C. J. von Sierstorff, Über die forstmässige Erziehung ... der vorzüglichsten inländischen Holzarten, Bd. 1, Hannover 1796.

Foto/Bildrechte: Museum Wald und Umwelt, Ebersberg.

Der schlechter werdende Zustand der Wälder und das Schrumpfen der Holzvorräte rief im 18. Jahrhundert aufgeklärte Beamte und Wissenschaftler auf den Plan. Sie warnten vor einer bevorstehenden Holznot und forderten ein nachhaltiges Wirtschaften: Damit stets genug Holz vorhanden sei, dürfe immer nur so viel geerntet werden, wie zur gleichen Zeit nachwachse. Anstatt den Wald wie bisher weitgehend sich selbst zu überlassen, seien die Bäume nach einem langfristig ausgerichteten Plan jeder seiner Art gemäß zu säen, zu pflanzen, zu pflegen und zu ernten. Propagiert wurde auch die Umwandlung der überkommenen Mischwälder in Nadelholzmonokulturen. Denn die gerade wachsende Fichte eignet sich besser zum Bauen und liefert in der selben Zeit drei Mal so viel Nutzholz wie die Buche.



Abb. 4: Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde die Ausbildung der Forstleute auf eine neue Basis gestellt. Wer in den Staatsdienst aufgenommen werden wollte, musste eine der neu gegründeten Forstschulen besuchen und eine Prüfung ablegen. Die Kupferstiche zeigen Forstbeamte bei der Waldbegehung (links) und bei der Waldvermessung (rechts). Frontispiz und Titelblatt von: G. Weinberger/ G. A. Däzel, Lehrbuch für die pfalzbaierischen Förster, 1. Band, München 1788. Foto/Bildrechte: Museum Wald und Umwelt, Ebersberg.

Die angestrebte Nachhaltigkeit erforderte Voraussetzungen, die erst einmal zu schaffen waren. Unabdingbar war die genaue Kenntnis des Vorhandenen. Die Wälder mussten vermessen, kartiert und mittels eines Netzwerks von Wegen oder Geräumern (Schneisen) in viele kleine Einheiten oder Schläge unterteilt werden. Für jeden Schlag konnte man dann die Bodenqualität und die darauf stockenden Bäume (Art, Alter, Zustand) erfassen. Begonnen wurde in Bayern mit diesen Maßnahmen nach Mitte des 18. Jahrhunderts. Die Durchführung zog sich bis weit ins 19. Jahrhundert hin. Unentbehrlich für ein nachhaltiges Wirtschaften war auch entsprechend ausgebildetes Personal sowie eine Forstverwaltung, die dem Einfluss des Obristjägermeisters entzogen war. 1789 wurden in Altbayern 20 Forstmeisterämter eingerichtet und der

direkten Aufsicht einer obersten Forstbehörde unterstellt, 1790 in München die erste forstliche Lehranstalt eröffnet. An die Stelle von Forstleuten, die lediglich eine Lehre absolviert und dabei viel über Jagd, aber kaum etwas in Waldbau und Forstbotanik gelernt hatten, traten nach und nach gut geschulte und ausreichend besoldete Beamte.

Zu einer gezielten Umgestaltung des Waldes kam es bis 1800 in Bayern nur in wenigen Ausnahmen; etwa dort, wo die Holzversorgung von Salinen und Bergwerken stockte, oder in den Nürnberger Reichswäldern. Hier wurde bereits im späten Mittelalter Nadelholz gesät und damit die Umwandlung in reine Kiefernbestände vorangetrieben. Niederwälder gab es ebenfalls schon im Mittelalter. Sie wurden angelegt, um in kurzer Zeit viel Holz zu produzieren. Man hieb dazu Laubbäume in 30-50 cm Höhe ab („setzte sie auf den Stock“). Aus den Stöcken schlugen im nächsten Frühjahr ganze Bündel rasch wachsender Triebe aus. Sie konnten nach acht oder mehr Jahren als Brennholz, Pfosten und Gerbstoff (für diesen Zweck war Eichenrinde besonders gefragt) abgeerntet werden. Das Vorgehen ließ sich – je nach Baumart – mehr oder weniger oft wiederholen.

Auch die Nutzung, die weder säte noch pflanzte, hat den Wald verändert: Da Eichen für die Schweinemast unentbehrlich waren, wurden sie frühzeitig von Weistümern und Waldordnungen unter Schutz gestellt. Ihr Anteil nahm im Laufe der Jahrhunderte zu. Nadelhölzer waren wegen ihres geraden Wuchses zum Bauen gut geeignet und damit begehrt. Ihr Anteil ging deshalb lange Zeit zurück. Im 17. und 18. Jahrhundert ließ allerdings die übermäßige Entnahme von Biomasse den Waldboden verarmen. Das verschaffte der weniger anspruchsvollen Fichte Vorteile gegenüber den Laubhölzern. Begünstigt wurde sie außerdem dadurch, dass sie dem Wild und Wiedevieh weniger mundete und daher kaum verbissen wurde. Die Ausbreitung der Fichte war bereits im Gang, als mit der planvollen Anlage von Nadelholzmonokulturen begonnen wurde.

19. und 20. Jahrhundert

Die im 18. Jahrhundert eingeleiteten Maßnahmen wären gescheitert, wäre der Wald nicht im 19. Jahrhundert von Ansprüchen, die er bis dahin erfüllen musste, entlastet worden.

- Das gilt erstens für seine Rolle als Energielieferant. Bis zur Industrialisierung wurden ca. 90 % des geernteten Holzes als Brennstoff verbraucht. Mit der Einführung neuer Technologien wie der Umstellung der Metallverhüttung von Holz- auf Steinkohle bzw. Koks und mit der massenhaften Ausbeutung der „unterirdischen Wälder“ (fossilen Energieträger) schrumpfte dieser Anteil auf wenige Prozent.

- Zweitens wurde die Jahrtausende alte enge Verflechtung von Landwirtschaft und Wald aufgelöst. Der Übergang von der Dreifelder- zur Fruchtwechselwirtschaft erlaubte den Anbau von Futterpflanzen und die Ausweitung der Wiesen. Damit konnte auf Waldweide und Laubheu verzichtet werden. Der nach Mitte des 19. Jahrhunderts zunehmende Einsatz von Kunstdünger machte den ständigen Transfer von Biomasse in Form von Einstreu (trockenem Laub, Nadeln, Moos) vom Wald in die Ställe und von dort zusammen mit den Ausscheidungen der Tiere auf die Äcker überflüssig.
- Aus dem Wald verbannt wurden schließlich auch Handwerk und Gewerbe. Mit den Fortschritten der chemischen Industrie lösten synthetische Erzeugnisse Naturprodukte wie Gerbstoff, Harz oder Pottasche ab.

Der veränderte Umgang mit dem Wald zeigt sich auch in der Begrifflichkeit: Seit alters her Selbstverständliches wie Waldweide, Streurechen, Pecheln und Rindenschälen wurde von der aufstrebenden Forstwirtschaft zur „Nebennutzung“ erklärt. Der Wälder seien – so die Reformer – von dergleichen Berechtigungen zu „purifizieren“. Ihre Besitzer sollten uneingeschränkt über sie verfügen.

Waldumbau, Modernisierung der Landwirtschaft und Industrialisierung griffen keineswegs harmonisch ineinander. Die „Purifikation“ forderte insbesondere von den ländlichen Unterschichten Opfer. Sie verloren mit den überkommenen Waldrechten Brennmaterial, Viehfutter, Dünger, Roh- und Werkstoffe, die am Markt zu kaufen sie sich nicht leisten konnten. Da selbst das Holzlesen verboten wurde, entwickelte sich Holzdiebstahl zu einem Massendelikt. In dem Maße, in dem der Wald aus den lokalen Wirtschaftskreisläufen herausgelöst wurde, büßten die Ärmsten ihre Lebensgrundlage teilweise oder gänzlich ein. Vielen blieb nichts anderes, als in die Städte abzuwandern.

Die „Purifikation“ wurde – auch aus sozialen Rücksichten – weder in letzter Konsequenz durchgeführt, noch wurden alle Wälder umgebaut. Es entstand aber auf weiten Flächen eine neue Art von Wald. Um nachhaltig wirtschaften zu können, bediente man sich dabei der Unterteilung in Schläge. Um z. B. 100-jährige Fichten zu produzieren, holzte man jedes Jahr einen von 100 Schlägen ab und bepflanzte einen anderen neu. Der Wald wurde also wie ein Acker behandelt, nur dass die Produktionszyklen sich nicht auf ein Jahr beschränkten, sondern „Umtriebszeiten“ von 80, 100 oder mehr Jahren umfassten. Diese Veränderung markiert einen ähnlich tiefen Einschnitt in das Verhältnis Mensch-Wald wie der Übergang zum Ackerbau in der Jungsteinzeit. Jahrtausende lang hatte der Mensch zwar Felder bestellt, im Wald war er jedoch Jäger und Sammler geblieben. Er hatte ihm lediglich Holz und andere Rohstoffe sowie Nahrung für seine Haustiere und sich selbst entnommen. Die Vielfalt an Bedürfnissen, denen der Wald genügen musste, hatte ihre Entsprechung gehabt in dessen Miteinander krummer und gerader Bäume verschiedenster Art und Alters. Auf den neuen Holzplantagen hingegen waren die Baumarten entmischt. Es wuchs nur

noch eine Art, meist die Fichte, säuberlich in Altersklassen getrennt empor. Der Wald hatte vor allem gerade gewachsenes, gut zu bearbeitendes Bau- und Werkholz zu liefern. Er war ebenfalls zum Acker geworden.

Die klare Scheidung von Land- und Forstwirtschaft veränderte auch das Landschaftsbild. In vormoderner Zeit waren einem unregelmäßigen Waldrand meist einzelne Baumgruppen, Bäume und Sträucher vorgelagert und weit in der Feldflur noch kleine Gehölze zu finden. Im 19. Jahrhundert traten an die Stelle solch fließender Übergänge wie mit der Schnur gezogene Grenzen.

Die Nadelholzmonokulturen entsprachen zwar den Bedürfnissen der rasch wachsenden Industrien und Städte, erwiesen sich aber in ihrer Artenarmut als ökologisch höchst labil. Massenhafter Schädlingsbefall und Windwürfe richten in ihnen bis heute immer wieder immense Schäden an. Diese beeinträchtigen nicht nur die Holzproduktion, sondern auch die anderen „Waldfunktionen“. Gemeint sind die Dienstleistungen, die die modernen Industriegesellschaften dem Wald in immer höherem Maße abverlangen. Zu ihnen zählen seine Nutzung als Freizeit- und Erholungsraum, das Abpuffern von Klimaextremen, die Regulierung des Wasserhaushaltes, das Binden des Treibhausgases Kohlendioxyd und vor allem das Herausfiltern von Schadstoffen aus der Luft.

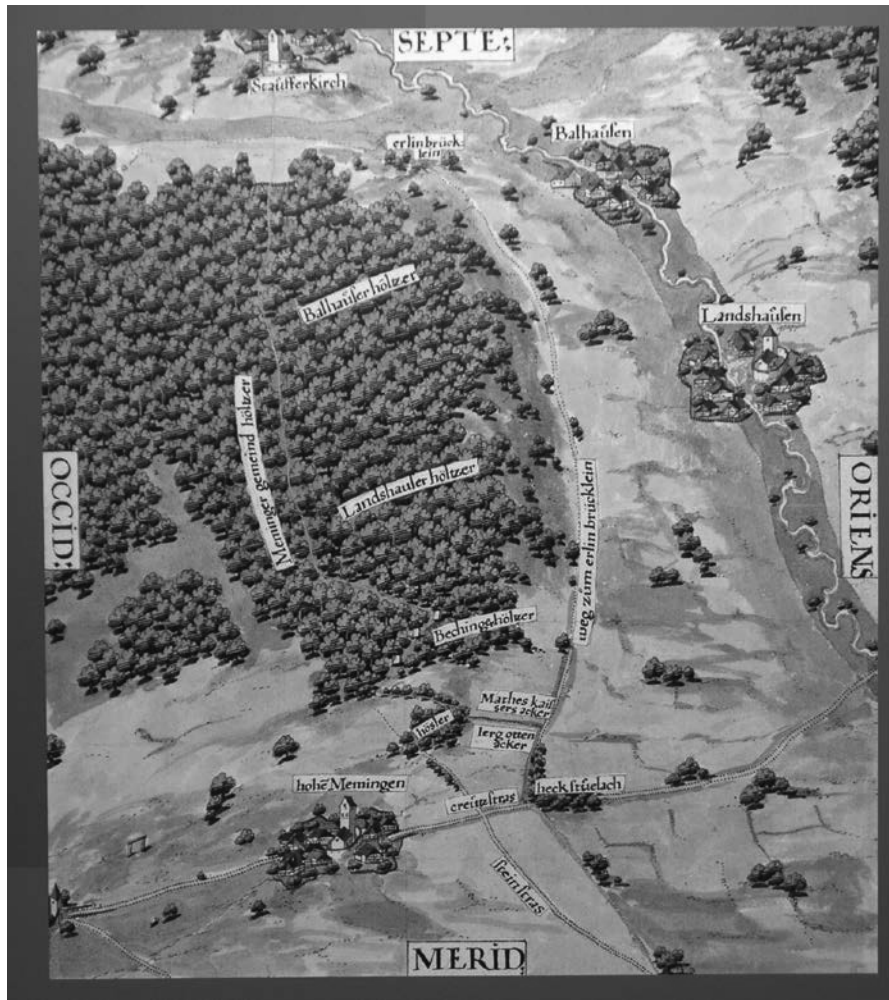


Abb. 5: Die kolorierte Federzeichnung wurde 1573 im Auftrag des Reichskammergerichts als Beweismittel („Augenschein“) gefertigt. Das Waldgebiet bei Ballhausen (ca. 35 km nordwestlich von Ulm) ist typisch für die Kulturlandschaft, die in Mitteleuropa aus den großen Rodungen des Mittelalters hervorgegangen ist und durch die vormoderne Landwirtschaft geprägt wurde: unten am Bach- oder Flusslauf finden sich die Wiesen, in mittlerer Höhenlage die Äcker, oben auf den Anhöhen Wald. Der Übergang zwischen Wald, Acker und Wiese ist fließend. Dem unregelmäßigen Waldrand sind einzelne Baumgruppen, Bäume und Sträucher vorgelagert, noch weit in der Feldflur finden sich kleine Gehölze. Foto/Bildrechte: Bay. Hauptstaatsarchiv München PL 10331.



Abb 6: Fichtenmonokulturen waren und sind noch immer prädestiniert für die massenhafte Ausbreitung bestimmter Insekten. So wurde z.B. von 1889 bis 1891 ca. ein Drittel des Ebersberger Forstes von den Raupen des Nonnenfalters kahl gefressen und musste abgeholzt werden (vgl. die auf der Planzeichnung dunkel markierten Flächen). Auf dem Plan ist auch die schachbrettartige Waldeinteilung des Ebersberger Forstes gut zu erkennen. Foto/ Bildrechte: Museum Wald und Umwelt, Ebersberg.

Was aus dem Wald verbannt und industrialisiert wurde (Energieproduktion, Landwirtschaft, Rohstoffgewinnung) kehrt zurück in Form von Luftschadstoffen oder Belastungen im Grundwasser. Auf die seit den 1980er Jahren zu beobachtenden neuartigen Waldschäden („Waldsterben“) reagiert die Forstwirtschaft mit einem Rückbau der Nadelholzmonokulturen in naturnähere Mischwälder. Diese halten den Schadstoffen besser stand und sind ökologisch weniger labil. Neuerdings sucht man auch durch das Einbringen von Baumarten, die höhere Temperaturen vertragen, dem Klimawandel zu begegnen. Mit dem Ausstoß von Treibhausgasen und der dadurch verursachten Erderwärmung greift der Mensch allerdings in Rahmenbedingungen ein, die früher zu den natürlichen Voraussetzungen zählten. Sein Einwirken auf den Wald hat damit eine historisch neue Dimension erreicht. Ob er damit umgehen kann, wird die Zukunft zeigen.

Auswahlbibliographie

- Rainer Beck, Ebersberg oder das Ende der Wildnis. Eine Landschaftsgeschichte, München 2003
- Stefan von Below/ Stefan Breit, Wald – von der Gottesgabe zum Privateigentum. Gerichtliche Konflikte zwischen Landesherren und Untertanen um den Wald in der frühen Neuzeit, Stuttgart 1998
- Winfried Freitag, Landbevölkerung, Forstpersonal und 'gute Waldordnung' in der „Bayerischen Vorstordnung“ von 1568, in: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 55 (2007), S. 32-57

- Bernd-Stefan Grewe, *Der versperrte Wald. Ressourcenmangel in der bayerischen Pfalz (1814-1870)*, Köln u. a. 2004
- Karl Hasel/Ekkehard Schwartz, *Forstgeschichte. Ein Grundriß für Studium und Praxis*, Remagen 2006 (3. verb. Aufl.)
- Richard Hölzl, *Umkämpfte Wälder. Die Geschichte einer ökologischen Reform in Deutschland 1760-1860*, Frankfurt a. M./New York 2010
- Martin Knoll, *Umwelt – Herrschaft – Gesellschaft. Die landesherrliche Jagd Kurbayerns im 18. Jahrhundert*, St. Katharinen 2003 (Diss. Uni. Regensburg)
- Hansjörg Küster, *Geschichte des Waldes. Von der Urzeit bis zur Gegenwart*, München 1998
- Sönke Lorenz, *Der Königsforst (forestis) in den Quellen der Merowinger- und Karolingerzeit. Prolegomena zu einer Geschichte der mittelalterlichen Nutzwälder*, in: Dieter R. Bauer u. a. (Hgg.), *Mönchtum – Kirche – Herrschaft 750-1000*, Sigmaringen 1998, S. 261-285
- Joachim Radkau, *Holz. Wie ein Naturstoff Geschichte schreibt*, München 2007
- Werner Rösener, *Der Wald als Wirtschaftsfaktor und Konfliktfeld in der Gesellschaft des Hoch- und Spätmittelalters*, in: *Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie* 55 (2007), S. 14-31
- Heinrich Rubner, *Der Baumartenwandel in den Forsten der Münchner Schotterebene während der geschichtlichen Zeit*, in: *Mitteilungen der geographischen Gesellschaft in München* 44 (1959), S. 9-36.
- Heinrich Rubner, *Gedanken zu einer forstgeschichtlichen Bibliographie für Bayern*, in: *Forstliche Forschungsberichte München* 152 (1995), S. 84-106 (hier eine Zusammenstellung der bis 1995 erschienenen Literatur).
- Winfried Schenk, *Waldnutzung, Waldzustand und regionale Entwicklung in vorindustrieller Zeit im mittleren Deutschland. Historisch-geographische Beiträge zur Erforschung von Kulturlandschaften in Mainfranken und Nordhessen*, Stuttgart 1996
- Josef Sturm, *Der Wald in den Freisinger Traditionen*, in: *Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte* 10 (1937), S. 311-373.
- Elisabeth Vavra (Hg.), *Der Wald im Mittelalter. Funktion – Nutzung – Deutung*, Berlin 2008 (= *Das Mittelalter. Perspektiven mediävistischer Forschung*, Bd. 13, Heft 2. Hier S. 8-11 eine Auswahlbibliographie)
- Hans-Heinrich Vangerow, *Vom Stadtrecht zur Forstordnung. München und der Isarwinkel bis zum Jahr 1569*, München 1976
- Helge Walentowski u. a., *Handbuch der natürlichen Waldgesellschaften Bayerns*, Freising 2004
- Elisabeth Weinberger, *Waldnutzung und Waldgewerbe in Altbayern im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert*, Stuttgart 2001 (= *Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte*, Beihefte 157)
- Thomas Zotz, *Beobachtungen zu Königtum und Forst im früheren Mittelalter*, in: Werner Rösener (Hg.), *Jagd und Höfische Kultur im Mittelalter*, Göttingen 1997, S. 95-122

WESTFÄLISCHE FORSCHUNGEN

61/2011

Zeitschrift des LWL-
Instituts für westfälische
Regionalgeschichte.

Herausgegeben von
Bernd Walter und
Thomas Küster

Themenschwerpunkt:

Aus der Hand in den Mund – Selbstversorgung als Praxis und Vision in der modernen Gesellschaft

Herausgegeben von Michael Prinz

Die Erwerbsverhältnisse und Lebensgrundlagen der modernen Industriegesellschaft im 20. Jahrhundert veränderten sich bei weitem nicht so eindimensional, wie es sich Geschichtstheoretiker und Sozialwissenschaftler um 1900 vorstellten. Zwar ging die Zahl selbständiger Bauern langfristig zurück, doch parallel zur Verstädterung und zur Ausbreitung der Konsumgesellschaft bebauten immer mehr Arbeitnehmer ein Stück Land, um sich selbst mit Lebensmitteln zu versorgen. Diese Form der Subsistenzwirtschaft entwickelte sich im weiteren Verlauf des 20. Jahrhunderts zu einem Massenphänomen. In vielen Regionen – dem Saarland, Südwestdeutschland, dem Ruhrgebiet, Ostwestfalen – verdichtete sich die Verbindung von Lohnarbeit und Selbstversorgung zu markanten, langfristig stabilen Konstellationen. Dabei blieb die Selbstversorgung keine Privatsache. Vertretern der Kirchen, konservativen Sozial-

reformern, selbst Vertretern der Arbeiterbewegung galt sie als Voraussetzung erstrebenswerter wirtschaftlicher und sozialer Krisenfestigkeit. Die Beiträge des Themenschwerpunktes beschreiben den Umfang dieses Phänomens, seine Wurzeln und seine langfristige Entwicklung. Sie gehen diesem Prozess an verschiedenen Beispielen nach, und zwar vor allem dort, wo diese Kombination zu einem „Markenzeichen“ regionaler Wirtschafts- und Sozialstruktur wurde. Der Band beschäftigt sich zugleich mit den vielfältigen Bemühungen, Alternativen zum Aufstieg der modernen Konsumgesellschaft zu entwickeln.

Die Westfälischen Forschungen beinhalten darüber hinaus – wie in jedem Jahr – weitere regionalgeschichtliche Themenbeiträge, eine landeskundliche Zeitschriftenschau und einen umfangreichen Rezensionsteil.

Unter anderem mit
folgenden Beiträgen:

Michael Prinz

Von der Hand in den
Mund. Geschichte und
Aktualität der Selbst-
versorgung

Helene Albers

Selbstversorgung und
Geschlechterrollen in der
bäuerlichen Landwirt-
schaft Westfalens von
1920 bis 1960

Vera Steinborn

Arbeitergärten im Ruhr-
gebiet

Sabine Verk-Lindner

Kleingärten und Selbst-
versorgung – Westfalen
und das Ruhrgebiet im
Kontext der Gesamtent-
wicklung des deutschen
Kleingartenwesens

Isolde Dietrich

Kleingärten in der DDR.
Die Legende von der
Selbstversorgung der
Ostdeutschen

Rita Gudermann

„Selbstversorgung auf
kleinster Fläche“ – Über-
legungen zu den
Angaben zum Nutzflä-
chenbedarf einer Familie
im 19. und 20.
Jahrhundert

Andreas Eichmüller

Arbeiterbauern und
Nebenerwerbslandwirte
in Bayern nach 1945

Thomas Küster

Landwirtschaft und
Nebenberuf um 1900.
Eine Auswertung sta-
tistischer Quellen am
Beispiel Westfalens

Clemens Zimmermann

Vom Nutzen und Scha-
den der Subsistenz.
Fachdiskurse über
„Arbeiterbauern“ vom
Kaiserreich zur Bundes-
republik

Klaus Fehn

Arbeiterbauern im Saar-
land – Entstehung, Ent-
wicklung und Auflösung
einer sozialstrukturellen
Konstellation

Heinz Wilhelm Hoffacker

Das Ruhrgebiet als
Selbstversorgerlandschaft
– Pläne zur partiellen
Reagrarisierung der
Region in der
Zwischenkriegszeit

Daniela Rütter

Vom Kriseninstrument
zum Mittel der Fami-
lienpolitik – Der Gedan-
ke der Siedlung und
Selbstversorgung in der
Widerstandsbewegung
des 20. Juli 1944

Frank Lohrberg

Debatten über die Funk-
tion von städtischem
Grün und Freiflächen in
der Stadt- und Raumpla-
nung seit dem Kaiser-
reich

Michael Prinz

Selbstversorgung – ein
Gegenprinzip zur Mod-
erne? Bemerkungen aus
historischer Perspektive

Rita Gudermann

Wasser, Boden und der
Strukturwandel der west-
fälischen Landwirtschaft
im 19. Jahrhundert



Anke Sawahn: Wir Frauen vom Land. Wie couragierte Landfrauen den Aufbruch wagten, Frankfurt am Main 2010, 376 Seiten, Abbildungen.

rezensiert von Johann Kirchinger (Regensburg)

Landfrauengeschichte ist das Spezialgebiet der Historikerin Anke Sawahn. Nach ihrer Doktorarbeit (*Die Frauenlobby vom Land. Die Landfrauenbewegung in Deutschland und ihre Funktionärinnen 1898 bis 1948*, Frankfurt am Main 2009) legt sie nun eine für einen breiten Leserkreis bestimmte Sammlung von 24 Biographien bekannter und weniger bekannter Landfrauenaktivistinnen vor. Die biographische Methode ihrer Doktorarbeit behält sie damit bei. Dabei handelt es sich bei den Lebensbildern teilweise um Biographien von Frauen, die Sawahn bereits in ihrer Doktorarbeit ausgiebig gewürdigt hat (Elisabet Boehm, Margarete Gräfin von Keyserlingk, Annemarie Schultz, Luise Runge, Else Wex, Gertrud von Bredow, Hildegard von Rheden, Grethe Wigger, Liselotte Kuessner-Gerhard, Hildegard Caesar-Weigel). Zusätzlich finden sich noch weitere, von der Autorin in ihrer Dissertation nicht mit einem eigenen Biogramm gewürdigte Frauenaktivistinnen (Ida von Kortzfleisch, Bodild Gräfin Bülow, Else Erbe, Clara Gräfin Bernstorff, Aenne Sprengel, Käthe Delius, Maria Silberkuhl-Schulte, Aenne Gausebeck, Dora Garbade, Frieda Rieth, Helene Werdeling, Erna Siebert, Marie-Luise Gräfin Leutrum von Ertingen, Regine Frankenfeld). Dabei beschränkt sich die Autorin wie in ihrer Dissertation wieder, aber anders als Titel und Einleitung suggerieren, auf Landfrauen, die im Umkreis der deutschnational bzw. nationalprotestantisch orientierten Landwirtschaftlichen Hausfrauenvereine stehen und selbst überwiegend der bisweilen adeligen Besitzelite entstammten. Politische, caritative und pädagogische Aktivitäten von Landfrauen aus dem Umkreis des politischen Katholizismus ignoriert die Autorin. Eine ausgewogene Darstellung der politischen Aktivitäten von Landfrauen in ihrem Untersuchungszeitraum, der vom letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts bis in die zweite Nachkriegszeit reicht, gelingt ihr dadurch nicht.

Die in der Einleitung ausführlich begründete Lesbarkeit für ein breites Publikum erkaufte sich Sawahn mit gravierenden Nachteilen. Die wenigen Anmerkungen sind willkürlich verteilt. Der Hinweis, dass die Belege für die Behauptungen der Autorin von ihr selbst zu erfragen sind (S. 6), hätte zumindest erfordert, die Adresse der Autorin bekannt zu geben. Vor allem im Hinblick darauf, dass die Mehrheit der in diesem Sammelband behandelten Personen in ihrer Doktorarbeit nicht analysiert wird, ist dies nicht nachvollziehbar. Die Probleme, die daraus entstehen, werden etwa beim Bio-

gramm der Schulgründerin Ida von Kortzfleisch deutlich. Deren Biogramm bricht die Autorin unvermittelt ab. Denn Kortzfleischs „letzte arbeitserfüllte Lebensjahre sind anderenorts nachzulesen“ (S. 45). Darüber, wo sie nachzulesen sind, bleibt der Leser im Unklaren, das Literaturverzeichnis hält jedenfalls mehrere mögliche Titel bereit. Ohne durch einen auswuchernden Anmerkungsapparat die Lesbarkeit zu beeinträchtigen, hätte die Autorin ein Mindestmaß an wissenschaftlicher Transparenz durch die Nennung der herangezogenen Quellen und der verwendeten Literatur am Schluss eines jeden Biogramms herstellen können – eine Vorgehensweise, wie sie bei populärwissenschaftlichen Lebensbildsammlungen durchaus üblich und sinnvoll ist.

Zu den formalen treten inhaltliche Mängel, die möglicherweise ebenfalls der beabsichtigten Lesbarkeit geschuldet sind. Statt differenzierter Aussagen finden sich oft oberflächliche und unkritische Beurteilungen – was gerade im Hinblick auf die Zielgruppe der wissenschaftlich nicht versierten Leserschaft problematisch ist. So enthält das Biogramm der Haushaltslehrerin Clara von Bernstorff die naive Psychologisierung (S. 106): „Bei zwei älteren Brüdern und einer Schwester konnte Clara lernen, sich durchzusetzen.“ Bei der Beschreibung des Lebens der Landfrauenaktivistin Margarete Gräfin von Keyserlingk überschreibt Sawahn ein Kapitel mit der Phrase „Gute alte Kaiserzeit ...“ (S. 53). Eine wohlhabende Gräfin mag diese Zeit sicher als gut empfunden haben. Trotzdem darf der Leser zweifeln, ob es sich dabei um die Meinung Keyserlingks oder nicht doch Sawahns handelt. Denn die Tendenz zur Verklärung der adeligen Lebenswelt zeigt sich in dem Buch an vielen Stellen, am unerträglichsten an der Charakterisierung der Lebensführung der Landfrauenaktivistin Gertrud von Bredow (S. 161): „In Landhäusern und Schlössern herrschte oft ein spartanisch anmutendes Leben mit Enthaltensamkeit, Opferwillen und Selbstlosigkeit.“ So sehr diese Aussage für Bredow und andere Einzelfälle zutreffen mag, steht sie doch deutlich im Gegensatz zu den kultur-, sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Forschungen zum Landadel im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Überhaupt zeigt die Autorin eine die Quellenkritik beeinträchtigende Sympathie für die Landfrauenaktivistinnen. So will sie sich Kortzfleisch widmen, „obwohl über sie schon viel in großer Verehrung geschrieben wurde“ (S. 31). Dies ist schlichtweg kein Kriterium für die Entscheidung eines Autors, sich mit einer Person zu beschäftigen oder nicht. Geradezu lächerlich wird es dann, wenn die Autorin behauptet, dass es sich bei der Überreichung eines Blumenstraußes an Kaiser Wilhelm II. durch die spätere „Reichsbäuerin“ und nationalsozialistische Landfrauenpolitikerin Hildegard von Rheden um einen „Auftritt mit weltpolitischen Dimensionen“ gehandelt habe (S. 239). Nichtssagend ist dagegen die Behauptung, dass die Alliierten wegen der charakterlichen Zuverlässigkeit der Landfrauen deren organisatorischen Zusammenschluss forcierten (S. 337): „Auf die Landfrauen war schließlich immer Verlass.“

Darüber hinaus weist die Arbeit auch fachliche Fehler auf, wo die Autorin die Grenzen ihres Spezialgebietes nur etwas verlässt. So behauptet sie, dass es die „radikale Gottesbindung der Katholiken“ war, welche ihre im Vergleich zum Protestantismus stärkere Zurückhaltung gegenüber dem Nationalsozialismus bedingt habe (S. 205). Damit meint sie wohl die stärkere Kirchenbindung der Katholiken, denn wie könnte die Gottesbindung radikaler zum Ausdruck gebracht werden als in dem von Martin Luther geprägten protestantischen „solus christus“. Überhaupt vermittelt die Autorin den Eindruck, dass ihr die konfessionsgeschichtlichen Rahmenbedingungen des Lebens ihrer Heldinnen nicht geläufig sind, was sich angesichts der politischen und kulturellen Implikationen der konfessionellen Spaltung der Landbevölkerung nachteilig auf die Interpretationen der Autorin auswirkt. Die aussichtslosen Bemühungen Elisabeth Böhms um katholische Landfrauen in Bayern, Westfalen und im Rheinland kommentiert sie mit dem Satz (S. 228): „Eine solche konfessionelle Enge hatte die Erfolg gewohnte Präsidentin sonst nirgends erlebt.“ Der Indikativ in diesem Satz lässt vermuten, dass es sich hierbei um eine Interpretation der Autorin handelt, und nicht um eine Behauptung Böhms. Sawahn übersieht dabei völlig, dass Böhm die engen nationalprotestantisch-deutschnationalen Grenzen ihres eigenen soziopolitischen Milieus nicht verließ und somit zwangsläufig auf Skepsis in katholischen Gebieten stoßen musste. Konfessionell-weltanschauliche Enge herrschte sowohl in katholischen Gegenden wie im nationalprotestantischen Milieu. Da die Autorin die Möglichkeiten von Landfrauenaktivitäten im Katholizismus nicht ansatzweise untersucht, übersieht sie auch den wesentlichen Grund für die mangelnde Resonanz der Landwirtschaftlichen Hausfrauenvereine in katholischen Gebieten. Die pädagogischen Aufgaben in der Schulung und Weiterbildung, die ein wesentliches Aufgabengebiet der Landwirtschaftlichen Hausfrauenvereine darstellten, wurden in den katholischen Regionen von weiblichen Orden wahrgenommen.

Wenn der Autorin auch zugute zu halten ist, dass sie die Verstrickung vieler der behandelten Landfrauenaktivistinnen mit dem Nationalsozialismus offen anspricht, lässt sie sich in ihren Analysen auch hier zu sehr vom Standpunkt der betroffenen Landfrauen selbst leiten. So behauptet sie bei der Darstellung des Wiederaufbaus von Landfrauenorganisationen nach dem Zweiten Weltkrieg (S. 345): „Wollte Gräfin Leutrum mit dem neuen Landfrauenverband Erfolg haben, musste sie auch auf erfahrene Mitarbeiterinnen zurückgreifen, die dem NS-Regime verbunden gewesen waren.“ Zweifellos waren führende Landfrauen wie Leutrum der Meinung, auf nationalsozialistisch belastete Funktionärinnen nicht verzichten zu können. Ob auf sie aber tatsächlich nicht zu verzichten war, darf getrost bezweifelt werden. Der Vollständigkeit halber soll noch angeführt werden, dass Deutschland im Jahr 1946 nicht dreigeteilt war (S. 338), sondern dass vier Besatzungszonen existierten.

Am Ende des Buches hofft der Leser dann vergeblich auf ein Personenregister. Statt eines solchen findet sich ein Personenverzeichnis ohne Seitenangaben. Der Sinn eines Personenverzeichnisses ohne Seitenangaben erschließt sich nicht, zumal es auch nachlässig recherchiert ist. Beansprucht das Personenverzeichnis immerhin dadurch einen Nutzen, dass die Lebensdaten der aufgeführten Personen genannt werden, heißt es bei der ersten bayerischen Landesbäuerin Maria Baur: „Lebensdaten unbekannt“ (S. 363). Bei einer im Landfrauenbereich derart prominenten Person wie Baur hätte ein kurzer Anruf beim Bayerischen Bauernverband genügt, um die Lebensdaten zu erfragen: Sie wurde am 9. September 1913 geboren und starb am 26. Juni 2003.

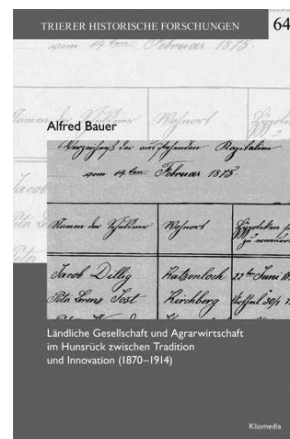
Als Fazit bleibt zu ziehen, dass das Buch den Eindruck macht, rasch hingeworfen zu sein. Obwohl es eine Fülle an Fakten bietet, ist es aufgrund der inhaltlichen und methodischen Mängel weder für die Wissenschaft noch für einen breiten Leserkreis zu empfehlen.

Alfred Bauer: Ländliche Gesellschaft und Agrarwirtschaft im Hunsrück zwischen Tradition und Innovation (1870-1914). Hg. vom Verein Trierer Historische Forschungen e. V., Band 64. Kliomedica Trier 2009, 507 S., 76,00 €.

rezensiert von Anke Sawahn, Hannover

Der Gymnasiallehrer Alfred Bauer hat seiner Heimat, dem Hunsrück, mit seiner Dissertation aus dem Jahr 2006 über die dortige Landwirtschaft und die ländliche Gesellschaft seine Reverenz erwiesen und der Agrarhistoriographie eine quellengesättigte, detaillierte Regionalstudie vorgelegt. Der Autor erweitert und erhellt die mehr als 400 Seiten seiner Forschungen mit Tabellen (85) und Grafiken (32) und ergänzt das umfangreiche Werk im Anhang nochmals mit 30 Seiten Textdokumenten, 10 Tabellen, 2 Grafiken sowie 50 Seiten an Quellen- und Literaturnachweisen. Bauers zitatenreiche Ausführungen machen das spröde Zahlenmaterial auch für ungeübtere Statistiker lebendig.

Hunsrück? Geben diese entlegene Landschaft, zudem ein begrenzter Zeitraum, soviel Stoff her? Der Zweifel erlischt angesichts des ausgeschöpften sozial- und kulturgeschichtlichen Ansatzes. Agrargeschichte hat seit gut zehn Jahren wieder Konjunktur. Doch während Landschaften wie Westfalen und Ostdeutschland mit ihren Großbetrieben variantenreich untersucht wurden, liegen manche Regionen abseits des histo-



riografischen Interesses; dazu zählen für das südliche Rheinland der Hunsrück, der Westerwald und der Taunus.

Auf der historischen Landkarte füllt Bauer nun einen dieser weißen Flecke. Orte wie Koblenz, Bad Kreuznach, Trier oder Weinorte an Mosel, Nahe und Rhein sind bekannt. Nun erfährt man auch Einzelheiten aus Fronhofen, Kisselbach, Külz, Rheinböllen, Thalfang, Todenroth und Womrath.

Der Autor betont, er habe „die Agrarlandschaft des Hunsrück mit Blick auf Erkenntnis leitende Fragestellungen entlang theoriegeleiteter wirtschafts-, gesellschafts-, alltags-, sowie frauen- und geschlechtergeschichtlicher Herangehensweise“ analysiert und beschrieben, und zwar in „Kombination quantitativer und qualitativer methodischer Verfahren“ (S. 50). Regionalgeschichte als Sozialgeschichte - Das klingt vielversprechend. Bauer nutzt die in den letzten Jahren aktuell entstandene Literatur zum Untersuchungsfeld „Regionalgeschichte als Landesgeschichte“ und erfüllt sein methodisches Versprechen, „pragmatisch und funktional“ vorzugehen.

Der Verfasser betrachtet die einzelnen Kapitel als geschlossene Einheiten, als „Solitäre“ (S. 54); auch die kleinschrittige Inhaltsangabe lädt zu punktuellen Lesen ein. Nach der einleitenden Darlegung von Forschungsstand und Analysekonzepten widmet sich das erste Kapitel eher spröde der Agrarverfassung mit dem Rheinischen Erbrecht, Rechtsnormen und Betriebsgrößen. Schon hier deutet sich der „Rote Faden“ durch fast alle Bereiche dieser Studie an, nämlich die Berücksichtigung von Fraueninteressen. Das kommt in wissenschaftlichen Arbeiten nicht gerade oft vor. Doch auch die ländliche Gesellschaft ist zur Hälfte weiblich.

Leitmotiv in Bauers Untersuchung ist die Agrarmodernisierung. Er setzt bei dem „alles überragenden epochalen Einschnitt von 1870/71“ (S. 39) an, der Reichsgründung, die das Signal für einen entscheidenden Industrialisierungsschub wie für die Agrarschutzpolitik gab. Der Autor beschließt seine Studie mit dem Kriegsbeginn 1914, der Menschen, Verwaltung, bäuerliche und industrielle Betriebe vor übergroße Herausforderungen stellte, um Nahrungsmangel und Hungersnöte zu bewältigen. Doch dieses knappe halbe Jahrhundert der Agrarmodernisierung, der staatlichen Subventionen, des landwirtschaftlichen Strukturwandels überschreitet der Verfasser nicht selten, indem er Jahrzehnte zurückgeht und manchmal die jüngste Gegenwart einbezieht.

Den Hunsrück bezeichnet der Autor als eine „agrare Problemregion“ (S. 46): zum einen wegen der geologischen Verhältnisse mit Quarzitrücken, Schieferhochflächen und tiefen Taleinschnitten, zum anderen wegen der kaum variierenden kalkarmen Bodenqualität. Stickstoff und Phosphor fehlten; erst der Bau der Eisenbahn sicherte die Einfuhr von Dünger. In den Tälern wurde ausschließlich Grünfutter angebaut, was aber durch zu trockene Frühjahre und Sommer oft zu Ertragseinbußen führte. Andererseits

gefährdeten zu nasse Jahre die Getreideernten. Das wirkte sich auf die Viehbestände aus.

Für das Untersuchungsgebiet war es entscheidend, dass es mit dem Wiener Kongress 1815 preußisch wurde und auf der Verwaltungsebene Landkreise die überkommene Kleinstaaterei beendeten. Zwar betrieben schon die kleinen Territorialstaaten Pfalz, Pfalz-Zweibrücken und Baden eine konsequente Agrarpolitik – etwa mit dem Kartoffelanbau –, aber mit der Bismarckschen Reichsgründung kam es gebietsweise „zu einer nie da gewesenen Verdichtung agrarpolitischer Innovationen“. (S. 24) Die seit 1900 systematische Förderung der „bedürftigen“ Unter-Zwei-Hektar-Betriebe banden diese loyal an den preußischen Staat.

Im Mittelpunkt steht denn auch der bäuerliche Familienbetrieb, der die strukturellen Umbrüche verkraften musste und so als Spiegelbild der ökonomischen und politischen Herausforderungen erscheint. Legt man die statistische Größe von Landwirtschaftsbetrieben zugrunde, gelten 2 bis 5 ha als kleinbäuerlicher Betrieb, 5 bis 20 ha als mittelbäuerlich. Demnach war der Hunsrück ein Gebiet der Familienbetriebe mit bescheidener landwirtschaftlicher Nutzfläche von maximal 10 ha; die meisten Höfe lagen jedoch darunter (S. 97). Die von Bauer bewusst vernachlässigten politisch-administrativen „Raumkoordinaten“ wären politikgeschichtlich interessierten Rezipienten von Nutzen. Sie sind ebenso wie konfessionelle Gegebenheiten eher stichwortartig umrissen (S. 47).

Im zweiten Hauptkapitel „Ländliche Gesellschaft“ untersucht der Autor facettenreich Sozialgruppen, Besitzverhältnisse, Verwandtschaften, Wanderungsbewegungen, familiäre Abhängigkeiten, konfessionelle Heiratsstrategien. Wir erfahren, dass sich 1898 ein Knecht aus Ostpreußen per „Mieths-Schein“ für ein Jahr auf einen Hof „vermietete“ (S. 157). Der Hunsrück litt um 1900 wegen hoher Abwanderungsquoten unter Landarbeitermangel. Deshalb war hier eher die längerfristige familiäre Einbindung des Gesindes (als „Zubehör“) in den bäuerlichen Haushalt die Regel.

Wie angedeutet, widmet Bauer sich in einem längeren Abschnitt dem Leben und Arbeitsalltag von Frauen in der Dorfgesellschaft, obwohl in den Hunsrück-Quellen „Frauen im Allgemeinen wie speziell Frauen in der Landwirtschaft nicht vor[kommen]“, noch weniger Selbstzeugnisse (S. 184ff.). Zeitraubende Recherchen waren notwendig. Es erstaunt nicht, dass sich Bauern im Hunsrück um 1900 vehement und konsequent gegen eine haus- und landwirtschaftliche Aus- und Fortbildung ihrer Töchter wandten, weil diese zu Hause als Arbeitskräfte unabhkömmlich waren. Mangel an Arbeitskräften, Fortschrittsfeindlichkeit, Furcht vor städtischen Einflüssen, ein patriarchales Verständnis – viele ländliche Stereotype verfestigten die „Hunsrücker Lebensart“. Der Wert der Frauen wurde an ihrer Fähigkeit „zum Schaffen“ gemessen. In einer Landschaft, in der „Acker zu Acker und Land zu Land heiratete“, war die

Bäuerin Handelsware (S. 192). Ihr Arbeitsalltag in Hof, Stall, Feld und Haushalt fiel um 10 Prozent länger aus als der des Bauern.

Bauer offenbart, seine Biografie sei Teil des Untersuchungsgegenstandes (S. 39). Er habe auf einem mittleren Bauernhof in den 1950er und 1960er Jahren „Aufstieg und Fall der Hunsrücker Landwirtschaft im eigenen Elternhaus erfahren“ (S. 39). Seine emotionale Betroffenheit beeinflusse die Darstellung, die trüge teilweise subjektive Züge. Sein elterlicher Betrieb wurde 1984 nach der ersten Kontingentierungswelle der Milchproduktion aufgegeben. Milch bot aber seit Ende des 19. Jahrhunderts im Hunsrück dank der neuen Molkereigenossenschaften eine hoffnungsvolle Ertragsbasis für viehbesitzende Haushalte (S. 227). Die Vermarktung von Butter brachte Geld ein. Alfred Bauer hebt hier die enorme Arbeitsleistung von Bäuerinnen in der Milchwirtschaft hervor: Kälberaufzucht, Melken, Buttern und Käsen war weitgehend Frauensache. Molkereien bedeuteten eine erhebliche Arbeitserleichterung.

Persönliche Nähe zum Forschungsthema von Autorinnen/Autoren kann von Nutzen sein, wenn sie darauf achten, nicht heimat- und dorfgeschichtliche Klischees und Stereotypen zu bedienen, die eine lange, zähe Tradition haben. Ein in der Region ansässiger Forscher genießt oft einen Vertrauensvorsprung; ihm werden private Quellen gegeben oder auch nicht erschlossene Dorffakten. Aufgrund der ihm bekannten Verhältnisse konnte Bauer durch die Methode der Oral History manchen Befunden Lebendigkeit und Farbe geben.

Kapitel Drei erhellt das landwirtschaftliche Vereinswesen, das seit Ende des 19. Jahrhunderts als Schrittmacher der Agrarmodernisierung galt (S. 200ff.). Einher mit den Vereinsinteressen der ausschließlich männlichen Mitglieder gingen die neuen landwirtschaftlichen Winterschulen – für die männliche Landjugend. Der Lehrplan verband landwirtschaftliche Fachbildung mit Charakter- und Allgemeinbildung. Wie sich herausstellte, bestand der Bildungstransfer von agrartechnischem Wissen auch in der dörflichen Kommunikation der Bauernsöhne und war so Teil der „Dorfpolitik“. Die 1898 in Ostpreußen gegründeten Landwirtschaftlichen Hausfrauenvereine, die sich im erfolgreich verbreiteten, blieben im Hunsrück lange unbekannt. Sie waren Basis der modernen Landfrauenvereine (mit heute 500.000 Mitgliedsfrauen) und hätten schon damals auch im Hunsrück die weibliche Landbevölkerung qualifizieren und damit die Wirtschaftserträge der Höfe steigern können.

Nicht alle Facetten dieses Buches können hier gewürdigt werden. Die Bilanz des Autors fällt für die „Agrarlandschaft Hunsrück“ positiv aus: auf dem Gebiet der Bildung wie für das agronomische Wissen der Landbevölkerung, in der Pflanzenkunde, in der Vieh- und Veredelungswirtschaft, bei der Flurbereinigung, der Seuchenbekämpfung und der familialen Arbeitsverfassung (S. 422f.). Heute geltende wirtschaftliche Erfolgskriterien wie marktorientierte, zukunftssträchtige innerbetriebliche Weichenstellungen

waren auch zu Beginn des 20. Jahrhunderts keine Seltenheit. Kleine Bauernhöfe konnten die Menschen ernähren und im Weltkrieg gebietsweise staatliche Abgabenzwänge übererfüllen; Familienbetriebe waren zu technischem Fortschritt und größerer Produktion durchaus fähig.

Alfred Bauers verdienstvolle Ausführungen sind ein Bekenntnis zur bäuerlichen Familienwirtschaft; sie geben der Agrarhistoriographie viele Anregungen und liefern auch der Heimatforschung im Hunsrück manches Anknüpfungsdetail zum Graben an den Wurzeln.

Bauer hat mit diesen Forschungen sein Vermächtnis hinterlassen. Er starb im Sommer 2008, noch bevor er sein an der Universität Trier eingereichtes Werk publizieren konnte.



Frank Konersmann, Klaus-Joachim Lorenzen-Schmidt (Hg.): Bauern als Händler: Ökonomische Diversifizierung und soziale Differenzierung bäuerlicher Agrarproduzenten (15.–19. Jahrhundert) (= Quellen und Forschungen zur Agrargeschichte 52, Stuttgart: Lucius & Lucius, 2011), VII + 213 S.

Rezensioniert von Ulrich Pfister (Münster)

Händler oder Kaufleute sind Intermediäre, d. h. sie vermitteln zwischen Verkäufern und Abnehmern eines Gutes, wodurch direkte Marktbeziehungen zwischen den Transaktionspartnern durch Rudimente einer Firmenorganisation ersetzt werden.

Damit schließt die Thematik dieses Buchs an die bekannte Dichotomie von Coase zwischen Markt und Organisation und die Frage nach den relativen Kosten der Nutzung von Markt bzw. Organisation an.¹

Voraussetzung der Ausdifferenzierung von Händlern in Landgebieten war eine mindestens seit dem Spätmittelalter zu beobachtende Kommerzialisierung der ländlichen Wirtschaft. Diese schuf eine kritische Masse, bei der sich die Ausdifferenzierung spezifischer Handelskompetenzen zur Durchführung von Transaktionen außerhalb des Markts überhaupt lohnte. Konkret konnte sie vier Varianten annehmen: Erstens spezialisierten sich Agrarregionen entlang komparativer Kostenvorteile; fruchtbare Tiefländer konzentrierten sich auf den kommerziellen Getreidebau, marginale Zonen

¹ Williamson, Oliver E.: Die ökonomischen Institutionen des Kapitalismus: Unternehmen, Märkte, Kooperationen, Tübingen 1990.

auf die Viehwirtschaft, die in Verbindung mit der Gewinnung von Textilfasern (Schafhaltung) oder mit der Fleischproduktion und der Milchverarbeitung stehen konnte. Sondernutzungen für Weinbau oder Gewerbepflanzen konnten diesen Vorgang ergänzen. Die wachsende Nachfrage urbaner Zentren gilt heute als Hauptmotor dieser Marktintegration. Zweitens entwickelten sich viele protoindustrielle Exportgewerbe als verdichtete nicht-agrarische Gewerbe. Anhand eines gut dokumentierten Beispiels habe ich argumentiert, dass kaufmännische Aktivitäten von Landbewohnern, die sich aus der geringen Selbstversorgung in landwirtschaftlich marginalen Zonen ergaben, zur Akkumulation protoindustriellen Kapitals führten — trotzdem empfanden sich noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts spätere Industrieunternehmer auch als Bauern.² Eine dritte Form der Kommerzialisierung ländlicher Gebiete nahm die Form der Entwicklung von Wanderarbeit vor allem in landwirtschaftlich marginalen Zonen an. Dabei konnten sich Wandernde in kommerziellen Beziehungen von Zielregionen einschalten; besonders Laurence Fontaine hat die Verknüpfung zwischen lokaler Gesellschaft und Wirtschaft einerseits und weitgespannten Handelsaktivitäten aus dem ländlichen Raum heraus aufgezeigt.³ Viertens und letztens ergaben sich kaufmännische Aktivitäten aus einer generellen Kommerzialisierung der Landgebiete jenseits der regionalen Spezialisierung von Produkt- und Arbeitsmärkten. Vermehrt seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert nahm die Gewerbedichte in Landgebieten zu; möglicherweise im Rahmen einer regional höchst unterschiedlich ausgeprägten Konsum- und Fleißrevolution verschoben Menschen ihren Arbeitseinsatz vermehrt von auf den Haushalt zu auf den Markt bezogenen Aktivitäten, was die Nachfrage nach kommerziellen Dienstleistungen erhöhte.⁴

Allerdings würde es zu kurz greifen, im Volumen der Nachfrage nach kommerziellen Dienstleistungen die einzige Variable zu sehen, die zur Ausbildung kaufmännischer Intermediation führten. Diese profitierten vielmehr oft vom Verbund mit Transport- und Finanzdienstleistungen, weshalb der Dienstleistungssektor, was den Handel im weiteren Sinn anbelangt, räumlich oft agglomeriert, d. h. in Städten angesiedelt war. Die Ferne oder Schwäche solcher städtischer Verbünde konnte somit einen wichtigen Grund für die Entfaltung einer kommerziellen Infrastruktur auf dem

² Pfister, Ulrich: Die Zürcher Fabriques: Protoindustrielles Wachstum vom 16. zum 18. Jahrhundert, Zürich 1992, S. 209–256.

³ Fontaine, Laurence: History of pedlars in Europe, Cambridge 1996.

⁴ Schremmer, Eckart: Standortausweitung der Warenproduktion im langfristigen Wirtschaftswachstum: zur Stadt-Land-Arbeitsteilung im Gewerbe des 18. Jh., in: VSWG 59 (1972), 1-40; de Vries, Jan: The Industrious Revolution: consumer behavior and the household economy, 1650 to the present, Cambridge 2008; Ogilvie, Sheilagh: Consumption, social capital, and the "Industrious Revolution" in early modern Germany, in: Journal of Economic History 70 (2010), 287-325.

Land darstellen. Schließlich sind institutionelle Faktoren zu erwähnen: Vor der Entfaltung der Flächenstaaten des 19. Jahrhunderts konnten rentensuchende Strategien von Stadtbewohnern zur Unterbindung oder starken Behinderung kommerzieller Aktivitäten von Landbewohnern führen. Insgesamt bewirkten aber die genannten Vorgänge bereits bis ins späte 18. Jahrhundert in vielen Teilen Europas die Entwicklung eines beträchtlichen Substrats von Händlern und Kaufleuten in ländlichen Gebieten. Eindrückliches Zeugnis dieses Vorgangs ist der Sachverhalt, dass in den frühen 1790er Jahren 22,8% des Umsatzes des großen Bankhauses Bethmann (Frankfurt a. M.) an Handelskrediten mit Kunden in Orten mit weniger als 5000 Einwohner(inne)n erzielt wurde.⁵

Der gegenwärtige Sammelband geht in seinen wesentlichen Teilen auf die Jahrestagung des Arbeitskreises für Agrargeschichte im Jahre 2006 zurück. Die Herausgeber bieten zwar in der Einleitung einen Überblick über neuere Forschungen zur Semantik der historischen Kategorie des Bauern sowie zu Aspekten der Marktintegration ländlicher Gebiete. Doch lassen sie die Leserin/ den Leser ziemlich alleine, indem sie die Beiträge nicht explizit in einen breiteren Kontext einbetten. Dies wäre umso notwendiger, als sich die Hälfte der insgesamt acht Beiträge nicht mit dem Thema der Intermediation (Bauern als Händler), sondern allgemein mit der landwirtschaftlichen Spezialisierung ländlicher Regionen befasst. Unter diesem Blickwinkel untersuchen Stefan Sonderegger die spätmittelalterliche Nordostschweiz, Bjørn Poulsen das Königreich Dänemark vom Hochmittelalter bis zum 16. Jahrhundert, Daniel Schläppi den Kanton Bern in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts sowie Gergely Kriztián Horváth das im westlichen Ungarn gelegene Komitat Wieselburg in der ersten Hälfte des 19. Jahrhundert. Gelegentlich scheint hier die bäuerliche Selbstvermarktung auf, gerade nicht aber die Ausdifferenzierung von Aktivitäten der Intermediation durch ländliche Händler bzw. Kaufleute. Schläppi insbesondere verweist *ex negativo* auf durch städtische Interessengruppen geprägte institutionelle Rahmenbedingungen, die kommerzielle Aktivitäten der Landbewohner erschwerten und letztere in den Schleichhandel von Produzenten abdrängten (S. 128f.). Wertvolle Splitter finden sich in den Hinweisen im Beitrag von Poulsen, der belegt, dass Bauernhändler gebietsweise wegen der schwachen Urbanisierung häufig waren und angesichts der starken Stellung der Krone in Dänemark städtische Interessengruppen die kommerziellen Aktivitäten von Landbewohnern kaum einschränken konnten (S. 72, 75).

Explizit greifbar werden ländliche Händler immerhin in den Beiträgen von Johannes Bracht, Niels Grüne, Frank Konersmann und Klaus-Joachim Lorenzen-Schmidt. Bracht untersucht Reidemeister, d. h. Hersteller von Halbfabrikaten aus Eisen und

⁵ Zellfelder, Friedrich: Das Kundennetz des Bankhauses Gebrüder Bethmann, Frankfurt am Main, im Spiegel der Hauptbücher (1738–1816), Stuttgart 1994.

Stahl, im westfälischen Sauerland im Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert. Auch in der Wahrnehmung von Zeitgenossen waren in dieser Gegend handeltreibende Bauern in der Regel Reidemeister. Bracht zeigt insbesondere auf der Grundlage von Steuerregistern und (seltenen) Nachlassinventaren, dass auch bei diesen protoindustriellen Kleinunternehmern Landbesitz meist ein erheblicher Teil des Vermögens ausmachte und führt dies insbesondere auf den Bedarf an Holzkohle, Fuhrleistungen und staubaren Wasserläufen für den Betrieb zurück. Grundbesitz konnte auch als Pfand eingesetzt werden und erleichterte damit den Zugang zu Betriebskapital. Einzelne Reidemeister waren auch im Exporthandel tätig; Synergien zwischen einer großen eigenen Produktion und der enge Kontakt zu Berufsgenossen in der Nachbarschaft scheinen die Grundlage für solche kaufmännische Tätigkeiten gebildet zu haben.

Die Beiträge von Grüne und Konersmann behandeln unterschiedliche Themen zur Pfalz. Konersmann widmet sich insbesondere auf der Grundlage von Anschreibebüchern großen Bauernkaufleuten des 18. und frühen 19. Jahrhundert, bei denen sich kaufmännische Aktivitäten daraus entwickelten, dass großen landwirtschaftlichen Betrieben Nebengewerbe in der Form vor allem von Branntweinbrennereien und Essigsiedereien, seltener von Gerbereien und Ziegeleien angegliedert wurden. Diese aufgrund der Betriebsgröße mögliche gewerbliche Diversifizierung schuf oft auch Synergien zu Handelsaktivitäten. Die Wurzeln dieser ländlichen kommerziellen Elite lagen in der Immigration von Täufern nach dem Dreißigjährigen Krieg, womit die Studie an den Zusammenhang zwischen religiöser Diaspora und frühen kaufmännischen Eliten anschließt. Wichtig für diesen Zusammenhang waren dabei weniger die soziale Kontrolle in Netzwerken als das Erfordernis, den prekären Minderheitenstatus durch ökonomische Leistung zu kompensieren und damit die Anwesenheit im Land zu rechtfertigen. Im frühen 19. Jahrhundert war dann verstärkt die Aneignung von landwirtschaftlichem und kaufmännischem Fachwissen konstitutiv für diese ländliche Leistungselite. — Grüne untersucht vor allem anhand fiskalischer Quellen die Involvierung von Landbewohnern in den Aufkauf von Tabak in der badischen Rheinpfalz in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Interessant ist ein Nicht-Ergebnis: Lokale Tabakhändler wiesen kein spezifisches Sozialprofil auf. In einigen Dörfern spielten Juden eine wichtige Rolle, in anderen Elitenmitglieder, die ein kommerzielles Nebengewerbe wie z. B. ein Wirtshaus betrieben, in weiteren schließlich eher Kleinbauern, für die eine pluriaktive Hauswirtschaft angenommen werden kann. Die Relevanz der ersten beiden Gruppen deutet immerhin auf die Bedeutung von Vermittlerrollen (*brokerage*) in der lokalen Gesellschaft als Anknüpfungspunkte für den Tabakhandel hin. Angesichts der Mittlerstellung lokaler Tabakaukäufer zwischen ländlichen Raum und weiteren Marktsphären erstaunt nicht, dass diese auch in der politischen Vertretung ländlicher Interessen ein bedeutendes Gewicht einnahmen.

Vor dem Hintergrund einer interessanten Darstellung der Entwicklung der kommerziellen Landwirtschaft in den holsteinischen Elbmarschen behandelt schließlich Lorenzen-Schmidt auf der Basis von Geschäftsakten die Geschäftspraxis eines der wichtigsten Pferdehändler der Region im frühen 19. Jahrhundert. (Ein weiteres Fallbeispiel behandelt die Überschussvermarktung eines bäuerlichen Produzenten und nicht kaufmännische Aktivitäten.) Folgende Faktoren erweisen als wichtige Grundlagen für die auch internationale Märkte einbeziehende kaufmännische Tätigkeit: Erstens ähnlich wie in den südwestdeutschen Beispielen die Diversifizierung eines großen landwirtschaftlichen Betriebs in gewerbliche Nebentätigkeiten, die Vermittlungsfunktionen und eine Nähe zum Handel aufweisen, konkret der Betrieb einer Brennerei und einer Gastwirtschaft. Zweitens bestand angesichts der hohen Informationsasymmetrien im Pferdehandel (die Qualitäten eines Pferdes sind schwierig zu erkennen) ein Konkurrenzvorteil des Landkaufmanns in seiner sozialen Nähe zu den Züchtern (S. 51). Und drittens scheint die Relevanz der Familienkonstellation auf, indem der jüngste von drei Söhnen, die sich das väterliche Erbe teilen mussten, sich zum erfolgreichen Kaufmann entwickelte.

Insgesamt zeigen diese vier Studien mit ihren mikroanalytischen Zugriffen, dass jenseits der eingangs genannten allgemeinen, die Entwicklung eines kommerziellen Substrats im ländlichen Raum begünstigenden Faktoren mehrere zusätzliche Variablen bestimmten, wer sich zu einem Bauernkaufmann entwickelte. Sieht man vom protoindustriellen Unternehmertum ab, ist einerseits das Vorliegen eines landwirtschaftlichen Großbetriebs, der die Diversifizierung (und gerade nicht die Spezialisierung, S. 13 unten in der Einleitung) in handelsnahe gewerbliche Aktivitäten begünstigte, hervorzuheben. Andererseits legte die Wahrnehmung von Vermittlungsfunktionen in der ländlichen Gesellschaft die soziale Grundlage für die Gewinnung von Informationen über Marktchancen und mögliche Transaktionspartner, welche die Ausbildung kaufmännischer Tätigkeiten begünstigte. Angesichts der historischen Relevanz der Kommerzialisierung des ländlichen und der soziopolitischen Bedeutung ländlicher Eliten in den ersten Teilen des 19. Jahrhundert sind weitere Studien zu diesem Thema ein wichtiges Desiderat.

»Vom Acker auf den Teller«**Landwirtschaft und Ernährung als museumspädagogische Herausforderung**

1.-4. Juni 2011 in der »Stiftung Domäne Dahlem - Landgut und Museum«, Berlin

Landwirtschaft und Ernährung spielen in Freilichtmuseen eine beachtenswerte Rolle. Den Weg unserer Lebensmittel von der Erzeugung über die Verarbeitung bis hin zum Verzehr werden in den Einrichtungen auf verschiedenste Weise thematisiert: durch kulturgeschichtliche Ausstellungen, hands-on Objekte und praktische Demonstration, und nicht zuletzt durch museumspädagogische Programme. Die Tagung »Vom Acker auf den Teller. Landwirtschaft und Ernährung als museumspädagogische Herausforderung« widmete sich den vielfältigen Aspekten der Vermittlungsarbeit. Dabei wurden die historischen Hintergründe der Ernährungskette ebenso diskutiert wie Best-Practice-Beispiele und neue museumspädagogische Ansätze.

Gastgeber der Tagung war das *Freilandmuseum Domäne Dahlem*. Sein Direktor Dr. Peter Lummel erläuterte im Einführungsvortrag hervorstechende Veränderungen in der Nahrungsmittelproduktion und in den Ernährungsgewohnheiten anhand von Fallbeispielen aus der Geschichte Berlins.

Im Themenblock „Die Urproduktion – der Bauernhof“ präsentierte Simone Holt, Museumspädagogin am *Freilichtmuseum Lindlar*, das Ackerbauprojekt „Vom Korn zum Brot“. Es handelt sich dabei um ein Kooperationsprojekt des Freilichtmuseums mit einer Grundschule in Gummersbach. Die Schüler übernehmen an mehreren Projekttagen alle ackerbaulichen Tätigkeiten vom Pflügen, Säen, Ernten bis hin zur Verarbeitung des Getreides zu Mehl. Zu guter Letzt backen die Schüler ihr eigenes Brot. Holt referierte über die organisatorischen Rahmenbedingungen und die didaktische Begleitung des Projekts. Abschließend wies sie darauf hin, dass sich das Projekt auf andere Zielgruppen, beispielsweise Senioren und Multiplikatoren, übertragen ließe.

Arla Perl vom *Zentralmagazin Naturwissenschaftlicher Sammlungen (ZNS)* der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg stellte das museumspädagogische Konzept des interaktiven Bildungszentrums „Ewiger Roggen“ vor. Ursprünglich handelt es sich bei dem „Ewigen Roggen“ um ein Versuchsfeld inmitten der Stadt Halle/Saale. 1878 wurde das Feld von dem Agrarwissenschaftler Julius Kühn zu Anschauungszwecken angelegt und existiert bis heute. Nun soll das Feld samt angrenzenden Laborgebäude und Garten der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Auf dem Gelände entsteht ein Bildungszentrum, in dem verschiedenen Zielgruppen natur- und agrarwissenschaftliche Kenntnisse, Praktiken und Perspektiven vermittelt werden sollen. Das Bildungszentrum wird in enger Verbindung zum geplanten Museum und der naturwissenschaftlichen Sammlung konzipiert. Abschließend präsentierte Perl das Bildungsprogramm, u.a. entsteht ein Schülerlabor und ein Garten wird gestaltet. Dabei

nahm sie auch Bezug auf das Projekt „Kinderstadt“, das in Halle alle zwei Jahre stattfindet und sich an Kinder zwischen 6 und 15 Jahren richtet. Perl berichtete davon, dass Kinder mit großem Enthusiasmus ein ganzes naturkundliches Museum „aufbauten“ und unterschiedliche Berufe, die im Museum gefordert sind, ausprobierten.

Unter der Rubrik „Vom Acker auf den Teller: Best-Practice-Beispiele“ präsentierte Ralph Herrmann die Angebote des *Museumspädagogischen Zentrums*, das im Mai 2010 am *Deutschen Landwirtschaftsmuseum Schloß Blankenhain* eröffnet wurde. Trotz schwieriger personeller Situation bietet das Museum ein breitgefächertes Programm an. Dazu zählen Mitmachworkshops für Kinder bzw. Schulklassen, in denen ländliche Handwerkstechniken, Ernährungszubereitung, kulturhistorische Themen sowie naturkundliche Erfahrungen und Umweltaspekte (z.B. Pflanzenkunde, Lebensraum Teich) vermittelt werden. Für Erwachsene werden kulturhistorische Führungen, mit landeskundlichen Bezug sowie naturkundliche Führungen angeboten. Die größte Herausforderung des Museums besteht darin, vermehrt Erwachsene für die Bildungsangebote und als Museums Gäste zu gewinnen. In der Diskussion kam zur Sprache, dass das Hauptproblem in der unzureichenden ÖPNV-Anbindung zahlreicher Freilichtmuseen besteht. Eine Idee dem Problem begegnen, kam vom Emslandmuseum: dort werden Kombi-Besuche im Museum und produzierenden Betrieben (Werft) für Seniorengruppen und Betriebsausflüge angeboten.

Willi Kulke gab zunächst einen Überblick über die sechs Standorte der Industriemuseen des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, dann stellte er das von ihm geleitete *Ziegeleimuseum* in Lage vor. Dieses Museum ging aus der größten Handstrich-Ziegelei in Deutschland hervor. Es dokumentiert die Geschichte der Ziegler in der Region Lippe. In seinen Vortrag ging Kulke auf diese Geschichte ein und kam dabei auf das Thema Ernährung zu sprechen. Ernährung bildet einen wichtigen Schwerpunkt in der Museumsarbeit. Das schlägt sich sowohl in den Ausstellungsaktivitäten als auch im museumspädagogischen Programm nieder. Zum Letzteren gehören Ferienfreizeiten, Kartoffelfeste, Zeitreisen ins Zieglerleben sowie Workshops und Führungen rund um das Thema Ernährung. Im Zentrum der museumspädagogischen Arbeit steht der Bezug zur regionalen Kulturgeschichte. Nach dem Motto „Lernen durch sinnliche Erfahrung“ werden Mitmachworkshops angeboten. Dort können Schüler u.a. Ziegel selbst von Hand herstellen. Außerdem werden Besonderheiten der regionalen Küche vermittelt. Anhand historischer Speisepläne der Zieglerfamilien werden Bezüge zu dem heutigen Ernährungsweisen hergestellt.

Die beiden letzten Vorträge beschäftigten sich mit der museumspädagogischen Vermittlung in Rahmen einer Dauerausstellung. Heike Duisberg stellte das *Agrarium* vor. Auf dem Gelände des *Freilichtmuseums am Kiekeberg* entsteht ein Museumsneubau mit 3000 m² Ausstellungsfläche. Ein Schwerpunkt der Ausstellung und des museumspädagogischen Programms bildet der Bereich Ernährung. Hiermit wird Bezug auf die Region genommen, in der viele Unternehmen der Ernährungsindustrie ansässig

sind. Ziel des Museums ist es, die gesamte Kette von der landwirtschaftlichen Produktion bis zum Endverbraucher zu vermitteln. Ausgehend von der Gegenwart werden historische Entwicklungen dargestellt und Ausblicke auf zukünftige Entwicklungen präsentiert. Das Vermittlungskonzept umfasst interaktive Mitmachstationen, die in Kooperation mit der Domäne Dahlem entwickelt werden.

Im Zuge der Eröffnung des Agrariums sind weitere Angebote geplant, z.B. Exkursionen zu produzierenden Betrieben, Einblicke in die industrielle Milchverarbeitung und die Vermittlung von Bodenbearbeitung. Außerdem wird derzeit eine große Lehrküche eingerichtet. In Kooperation mit den Landfrauen aus der Region werden dort Kurse durchgeführt. Das gesamte Vermittlungsangebot soll sich in unterschiedlicher Weise auf die neue Ausstellung beziehen.

Größte Herausforderung besteht derzeit in der Evaluation der neuen Angebote im Prozess des Ausstellungsaufbaus. Außerdem berichtete Duisberg, dass das Museum für seine Vermittlungsarbeit eine Auszeichnung als außerschulischer Lernort nach BNE (Bildung für nachhaltige Entwicklung) erhalten hat. Eine weitere Herausforderung besteht nun in der Umsetzung der BNE-Kriterien.

Als Pendant zum Agrarium stellte Peter Lummel das *Culinarium* als neue Attraktion im Gesamtensemble der Domäne Dahlem vor. Das Culinarium soll die Wahrnehmung der Domäne als Kultureinrichtung stärken. Es ist als multifunktionaler Komplex geplant. Einerseits wird die Dauerausstellung „Vom Acker auf den Teller“ präsentiert. Andererseits dient das Gebäude des ehemaligen Pferdestalls als Veranstaltungsort, der für Privat- wie Firmenveranstaltungen und Feiern angemietet werden kann. Der Fokus der konzipierten Dauerausstellung liegt auf der Verbraucherperspektive. Ernährung und Essen werden dem Besucher aus kulturhistorischer Perspektive vor Augen geführt und lebendig vermittelt. In Kooperation mit dem »Freilichtmuseum am Kiekeberg« werden derzeit verschiedene Mitmachstationen entwickelt, die nicht zuletzt in der „KinderDomäne“ im Obergeschoß des Culinariums aufgestellt werden. Die Ausstellung ist als Ergänzung zum Außenareal gedacht.

Die Tagung hat gezeigt, dass museumspädagogische Angebote in den Freilichtmuseen stark auf Kinder und Jugendliche fokussieren. Es gibt jedoch einen großen Bedarf, die Angebote für Erwachsene und Senioren auszubauen.

Als Kernfrage der Tagung erwies sich das Verhältnis zwischen der Vermittlung von historischen und kulturellen Inhalten und Kompetenzen und sozialen Gemeinschaftserfahrungen. Die Besonderheit des Museums besteht darin, kulturelle Entwicklungen in ihrer Zeitlichkeit zu vergegenwärtigen und zu reflektieren. Die Verbindung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft stellt hier die herausragende Besonderheit des Museums dar. Tagungsteilnehmer von unterschiedlichen Museen führten beispielhaft erfolgreiche Projekte an, in wieweit die Arbeit auf dem Acker in museumspädagogische Angebote eingebunden wird. In diesem Zusammenhang konstatierten die Tagungsteilnehmer eine komplexe Verstrickung von Wissen und praktische Tätig-

keiten. Durch museumspädagogische Angebote sollen einerseits Erfahrungsdefizite ausgeglichen werden, zugleich besteht der „Auftrag“ des Museums darin, Bezug zur Geschichte herzustellen. Dieser Aspekt unterscheidet das Museum von anderen Bildungsangeboten. Daher gilt es, diesen Auftrag bei der Gestaltung des Bildungsprogramms immer wieder zu reflektieren.

Berit Bethke, Wissenschaftliche Volontärin in der Stiftung Domäne Dahlem, Berlin

Zur Mitgliederumfrage zum Zusammenschluss von AKA und GfA

Auf der letztjährigen Mitgliederversammlung wurde die Initiative des Vorstandes für einen Zusammenschluss des Arbeitskreises und der Gesellschaft für Agrargeschichte diskutiert. Hauptargumente sind eine Stärkung des Faches durch *eine* Institution und die bereits bestehende Überlappung beider durch Führungspersonal und Mitgliedschaft. Vorschlag des Vorstandes ist, eine Fusion der beiden Vereine in der Form eines Eintritts der AKA-Mitglieder in die GfA zu bewerkstelligen, bei gleichzeitiger Wahrung des Profils des Arbeitskreises. Ergebnis der Diskussion war eine Umfrage unter allen AKA-Mitgliedern, um ein tragfähiges Meinungsbild zu erhalten.

Am 13. September 2011 schließlich erging an alle damaligen 133 Mitglieder eine Mail bzw. ein postalischer Brief, um zu vier die Fusion betreffenden Fragen Stellung zu nehmen. Wir erhielten 68 Antworten.

Alle 68 antwortenden Mitglieder befürworteten einen Zusammenschluss. In den Kommentaren wurden die Argumente des Vorstandes, zuvor formuliert von Stefan Brakensiek (siehe AKA-Newsletter 28, S. 40-43), bestätigt. Mehrere Mitglieder folgten der Einschätzung, dass zwei Vereinigungen in der Außenwirkung irritierend und kontraproduktiv wirken können und dass – gerade im Fall eines kleinen Faches – die Kapazitäten eher gebündelt werden sollten. In einem Kommentar wurde kritisch angemerkt, dass durch den Zusammenschluss der informelle Charakter des AKA schwinden werde. Gerade jüngere KollegInnen würden allenfalls vom AKA angezogen, während die GfA eher nach „Schlipsträgern“ klinge. Ein anderes Mitglied regte an, die Namensgebung zu überdenken. „Das Label ‚Agrargeschichte‘ deckt das, was wir heute machen, nicht mehr ab“.

In den weiteren Fragen wurden verschiedene Modelle zur Auswahl gestellt, unter denen der Vorstand sich eine Fusion vorstellen kann. Im Kern war dies die Auswahl zwischen einer „großen“ und einer „kleinen“ Mitgliedschaft.

„Ich wäre bereit, der um den AKA erweiterten und „reformierten“ GfA beizutreten und einen Mitgliedsbeitrag in Höhe von 60 Euro zu entrichten. Dafür erhalte ich den Newsletter des AKA und jährlich die zwei Hefte der Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie (ZAA)“.

Von 68 antwortenden Mitgliedern befürworteten 41 diese Variante (24 „nein“, 3 k.A.). Von diesen waren 19 bereits zu diesem Zeitpunkt Mitglied beider Vereinigungen (insgesamt gibt ca. 30 Mitglieder, die Mitglied des AKA und der GfA sind). In den

Kommentaren unterstrichen mehrere Mitglieder, dass sie bereits Doppelmitglieder wären. Unter den 24 mit *nein* stimmenden kommentierten 6 ihre Entscheidung damit, dass Sie an einem Abo der ZAA aus Platzgründen oder Verfügbarkeit der ZAA in der Bibliothek kein Interesse hätten. 7 Mitglieder nannten den Betrag von 60 Euro auch zu hoch angesichts einer individuell unsicheren beruflichen Situation und Mitgliedschaft in mehreren Vereinigungen.

„Ich möchte nur eine ‚kleine Mitgliedschaft‘ in der um den AKA erweiterten und ‚reformierten‘ GfA mit einem Jahresbeitrag von 25 Euro. Dafür erhalte ich lediglich den Newsletter des AKA, der nun aber auch den bisherigen GfA-Mitgliedern zukommt.“

26 Mitglieder beantworteten dies mit „ja“, 39 mit „nein“. Unter den dies ablehnenden Kommentaren fanden sich zwei deutliche Plädoyers für die „große“ Lösung. Ein Mitglied schrieb, man solle „keine halben Sachen“ machen. „Es geht um eine Stärkung der wissenschaftlichen Potenz und der Öffentlichkeitsarbeit für alle agrarhistorisch Interessierten. Das erreichen wir bei abnehmender Zahl der Agrarhistoriker nur, wenn wir wenigen alle an einem Strick ziehen, das heißt in einer Gesellschaft (GfA) mit einem öffentlichen Organ (ZAA).“ Ein anderes Mitglied schrieb: „Wenn der Zusammenschluss lebensfähig bleiben soll, [müssen] wir uns nicht nur wissenschaftlich, sondern auch finanziell engagieren, und Veröffentlichungen sind nun mal ein wichtiges Medium von Austausch, Kontakt und Präsenz“.

„Statt der zwei Jahrestreffen von GfA und AKA soll ab 2013 nur noch ein solches Treffen stattfinden, das Gelegenheit bietet für wissenschaftliche Vorträge, Vorstellungen von Projekten, Diskussionen und die Mitgliederversammlung. Diese Eintagesveranstaltung kann bei Bedarf durch eine mehrtägige thematische Tagung ersetzt bzw. ergänzt werde.“

62 Mitglieder befürworteten diese Aussage. Hier wurden viele Kommentare bzw. alternative Vorschläge abgegeben. Die meisten Mitglieder empfanden zweitägige Veranstaltungen als effizienter und öffentlichkeitswirksamer als eintägige. Während ein Mitglied die Aussage befürwortete und anmahnte, dass „der lockere Ton der AKA-Zusammenkünfte auf die gesamte GfA überschwappt!“, erwartete ein ablehnendes Mitglied, dass sich das „wissenschaftliche und akademische Profil der AKA-Tagungen“ nach einem Zusammenschluss nicht wahren ließe.

Wir vom Vorstand des AKA zogen aus der Resonanz im Wesentlichen den Schluss, dass ein Zusammenschluss von unseren Mitgliedern in hohem Maße befürwortet wird. Etliche Mitglieder würden aber den Schritt vom AKA zur GfA unter den bestehenden Beitrittsbedingungen und bei den bisherigen Mitgliedsbeiträgen nicht mitmachen. Die Basis der Agrargeschichte in Deutschland würde in diesem Fall nicht breiter werden,

sondern schmaler. Eine „kleine Mitgliedschaft“ ohne ZAA-Bezug hätte jedoch größte Aussichten, dass die Fusion gelänge, ohne Mitglieder zu enttäuschen. Für uns ist Maxime der weiteren Verhandlungen, keine AKA-Mitglieder auszuschließen.

Für den Vorstand des AKA

Johannes Bracht

Neues Projekt zu Hannoverschen Gütern
an der Uni Osnabrück

Bestandserfassung und Analyse von Gutsbetrieben

An der Universität Osnabrück läuft seit dem 1. Juli 2011 ein für zwei Jahre aus Drittmitteln (ProNiedersachsen) finanziertes Projekt mit dem Titel *"Domänen und Klostergüter als Träger innovativer Entwicklung und Strukturbildung im ländlichen Raum. Eine historische Bestandserfassung und Analyse für die Territorien des Königreichs bzw. der Provinz Hannover (18. Jahrhundert bis um 1930)."* Das Projekt ist am Lehrstuhl für Wirtschafts- und Sozialgeschichte von Hans-Werner Niemann angesiedelt. Bearbeiter ist Johannes Laufer.

Als landwirtschaftliche Großbetriebe und Sonderrechtsbereiche hoben sich Domänen und ehemalige Klostergüter von der vorherrschend bäuerlichen Wirtschaft in den historischen Territorien des niedersächsischen Raumes ab. Um 1850 gab es im Königreich Hannover noch mehr als 200 Staats- und Klostergüter, die gewöhnlich von Pächtern oder Administratoren verwaltet wurden. Den Landesfürsten und Regierungen bot sich hier die Gelegenheit, struktur- oder wirtschaftspolitische Konzepte und Maßnahmen des so genannten Landesausbaus gleichsam musterhaft umzusetzen. Die außerordentlich starke Marktorientierung der Gutsbetriebe, erforderte besondere Formen der Bewirtschaftung, die den feudalen Prinzipien der Agrarverfassung zum Teil widersprachen, diese zum Teil

aber auch funktionalisierten. Zu berücksichtigen sind dabei die vielfältigen regionalen oder naturräumlichen Standortunterschiede zwischen Harz und Weserbergland, Lößbörden, Moor- und Heidegebieten sowie den küstennahen Marschen.

Im Zentrum der Untersuchung stehen Fragen nach der betrieblichen Organisation und Leitung der staatlichen Gutsbetriebe und deren Modernisierungsimpulsen für die wirtschaftliche Entwicklung des Umlandes. Zu den wichtigsten Elementen oder Akteuren dieses Prozesses gehörten die staatliche Domänenpolitik und die vorwiegend bürgerlichen Guts-pächter als besondere Gruppe frühmoderner Unternehmer mit nachweislich hoher Sachkompetenz. Neue Erkenntnisse des Projekts über die Domänen können nicht nur weiteren Aufschluss über die Rolle des Staates bieten, sondern auch über die in jüngster Zeit von der Forschung beachteten Wechselbeziehungen von Bauern und Adel als ‚rationellen Landwirtschaft‘ des 19. Jahrhunderts.

Quelle: www.uni-osnabrueck.de

Neuer Tagungsverbund

CRICHECO – Crises and Changes in the European Countryside

Angestoßen von Gérard Béaur (Centre de Recherches Historiques, Paris) wird von 2012 bis 2016 ein Tagungsprogramm den Austausch europäischer Agrarhistoriker fördern. Beteiligt sind außer dem Centre de Recherches Historiques, das den Hauptanteil der Förderung trägt, und der École des Hautes Études en Sciences Sociales (EHESS) auch Institute der Universitäten Girona, Gent, Leuven, Münster, Lissabon, Albacete und Lund mit substantiellem finanziellen und personellen Einsatz. Das Projekt versteht sich als Nachfolger der Projekte "Histoire des Campagnes Européennes" und COST Progressore.

Unter dem Obertitel „Crises and Changes in the European Countryside“ werden pro Jahr ca. 10 Tagungen stattfinden. Thematischer Ausgangspunkt ist das Bemühen, die historischen Krisen der ländlichen Gesellschaft weiter zu untersuchen und präsent zu halten, um ein „geistiges Rüstzeug“ für die potentiellen Krisen der Zukunft, Ernährung der Weltbevölkerung, Klimawandel und Nachhaltigkeit der Agrarproduktion, zu haben.

Konkret gibt es acht thematische Schwerpunkte des Programms:

1. Ernährungskrisen und Agarkrisen.
2. Soziale Krisen in der ländlichen Gesellschaft.
3. Landschaftswandel im Zeitverlauf.
4. Wandel des Klimas und der Umwelt, als Bedingungen für Landwirtschaft, landwirtschaftliche Spezialisierung und Produktentwicklung.
5. Sozialstruktur der ländlichen Gesellschaft.
6. Politische Krisenbewältigung.
7. Agrarreformen, ihre Resultate und ihre Grenzen.
- 8.

Familienstrategien als Mittel der Krisenbewältigung.

Eine erste Tagung findet bereits vom 27. bis 29. September 2012 in Girona (Spanien) statt. Sie trägt den Titel „Becoming richer or poorer through debt. Private Credit and social change in the countryside“. Die Beiträge der Tagungen sollen in Zeitschriften oder in der Reihe Rural History in Europe von Brepols publiziert werden.

DFG-Projekt Saarbrücken/ Münster

Aneignung des „Städtischen“ im ländlichen Rheinhessen

Unter Leitung von Clemens Zimmermann (Saarbrücken) und Franz-Werner Kersting (Münster) läuft seit 2011 das Projekt „Von der Stadt aufs Land? Aneignungsstrategien und Wahrnehmungsprozesse im sozialen und kulturellen Wandel der ländlichen Gesellschaft zwischen 1950 und 1980“. Bearbeiter ist Gunter Mahlerwein.

Ziel des Projektes ist die Darstellung der sozialen und kulturellen Transformationen der ländlichen Gesellschaft zwischen 1950 und 1980 unter dem Einfluss von Urbanisierung und Suburbanisierung.

Dabei gilt als Hauptthese, dass die Aneignung des „Städtischen“ in Formen geschah, die der ländlichen Erfahrung entsprachen. Der neue Ansatz der Studie ergibt sich durch zwei Gesichtspunkte: Erstens werden wichtige Teilprozesse des grundlegenden Wandels der ländlichen Gesellschaft zwischen 1950 und 1980, die Diffusion von kulturellen Innovationen, nicht wie meist üblich im Ergebnis dargestellt. Der Akzent wird hinge-

gen auf ihre Prozesshaftigkeit gelegt, auf ihre z. T. urbanen Ursprünge, ihre Vermittlung und die Aneignungsprozesse. Zweitens wird erstmals die Wahrnehmung des gesamten Prozesses der Nivellierung von Stadt-Land-Unterschieden beschrieben, auch in seiner Bedeutung für die Selbstdefinition der ländlichen Gesellschaft. Vor dem Hintergrund grundlegender Wandlungen (Degrarisierung, Suburbanisierung, sozialer Wandel) lässt sich mit dem gewählten akteursorientierten Ansatz der Transfer des Städtischen als Vermittlungs- und Aneignungsprozess beschreiben. Empirisch werden Kommunikation und Medien, Konsum, Freizeitverhalten und Jugendkulturen in einer Regionalstudie im Untersuchungsraum Rheinhessen untersucht. Dem Gewicht des subjektiven Faktors in der Fragestellung entsprechend, wird für Teile der Untersuchung ein mikrohistorischer, generationsspezifischer und biografiegeschichtlicher Zugang gewählt. Quelle: www.dfg.de

EURHO und „Rural History 2013“

Europäische Vereinigung gewinnt an Kontur

Die Gründung der neuen Vereinigung europäischer AgrarhistorikerInnen „European Rural History Organisation“ konkretisiert sich. Am Rande der European Social Science History Conference wurde ein Satzungsentwurf vorgestellt. Zu einer formalen Gründung soll es auf der Konferenz „Rural History 2013“ im August 2013 in Bern kommen.

Die EURHO wird als Verein nach österreichischen Regularien eingetragen.

Hauptaufgabe der EURHO wird sein, die nunmehr alle zwei Jahre geplanten „Rural History“-Konferenzen zu veranstalten. Auch an eine eigene Fachzeitschrift wird gedacht. Die Konstruktion der EURHO sieht sowohl persönliche als auch institutionelle Mitgliedschaften vor. Da die Verwaltungskosten der persönlichen Mitgliedschaften beträchtlich wären (Überweisungen, Mahnungen, Schriftverkehr), ist vorgesehen, die Beiträge zusammen mit den Tagungsgebühren der Konferenzen einzuziehen. Damit setzt sich die EURHO alle zwei Jahre aus den jeweiligen Teilnehmern der Konferenzen zusammen. Die Konferenzen selbst werden vornehmlich aus den Tagungsgebühren finanziert. Beitragshöhen sind noch festgesetzt worden. Insbesondere die der institutionellen Mitglieder sollen im Einvernehmen gestaltet werden, damit die finanziellen Möglichkeiten der nationalen Institutionen nicht überfordert werden.

Am Personaltableau hat sich zunächst nichts geändert. Als Präsident firmiert Richard Hoyle, der auch die treibende Kraft hinter der Organisation ist. Ihm zur Seite gestellt sind Repräsentanten der nationalen agrargeschichtlichen Vereinigungen. Schatzmeister und Sekretär ist Ernst Landthaler.

Freilichtmuseum Detmold startet
Modellprojekt

Die Vielfalt ländlicher Gärten

Dörfer bestehen nicht nur aus Gebäuden, Straßen und Plätzen. Sie werden auch durch ihre Gärten geprägt. Um die Vielfalt in den Gärten der Region geht es in einem Modellprojekt des Freilichtmuseums Detmold. Das Projekt, das vom Museum des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe (LWL) gemeinsam mit dem Büro für Vegetationskunde, Tierökologie und Naturschutz (BfVTN) betreut wird, ist auf drei Jahre angelegt und wird vom Bundesministerium für Landwirtschaft gefördert.

„Die Artenvielfalt ist ein wichtiges Thema, nicht nur für uns als Museum. In der Rückbesinnung auf die Vielfalt liegt die Zukunft des Essens, denn nur so können wir die Qualität unserer Nahrung erhalten. Mit der Förderung dieses Modellprojekts wird dieses Anliegen unterstützt“, erklärt LWL-Museumsleiter Dr. Jan Carstensen.

Der ländliche Garten ist traditioneller Bestandteil von Dörfern. Er diente vor allem der Selbstversorgung und beinhaltet deshalb von jeher eine große Auswahl an Gemüse- und Obstsorten, Gewürz- und Zierpflanzen sowie Heilkräutern. Die Gärten sind historisch gewachsen und harmonisch in die Umgebung und das Ortsbild eingefügt.

Doch diese Gärten und ihre Vielfalt an Nutz- und Zierpflanzen sind zunehmend bedroht. Immer mehr Nutzgärten werden aufgegeben. Damit gehen Geschichte, Tradition und Lebensweise und Pflanzenarten verloren. Die Dörfer verlieren ihr typisches Ortsbild. Wichtige Genreserven für die Ernährung und

medizinische Versorgung drohen für immer in Vergessenheit zu geraten. Denn bei den kommerziell angebauten und im Handel befindlichen Nutz- und Zierpflanzen handelt es sich um wenige Arten und Sorten, die durch Züchtung stark verändert worden sind.

Das LWL-Freilichtmuseum in Detmold hat sich zur Aufgabe gesetzt, diesem Trend entgegenzuwirken. In dem dreijährigen Forschungs- und Entwicklungsprojekt, das das Landwirtschaftsministerium über die Bundesanstalt für Landwirtschaft und Ernährung fördert, soll bis Herbst 2014 modellartig untersucht werden, wie die Arten- und Sortenvielfalt von traditionellen Nutz- und Zierpflanzen in ländlichen Gärten der Region Westfalen-Lippe erhalten und verbessert werden kann.

Dazu soll in einem ersten Schritt eine Erfassung des aktuellen Bestands einzelner Gärten und ihrer Artenvielfalt in Beispielregionen Westfalens durchgeführt werden. Zudem sollen im Gespräch mit den Besitzern die traditionelle Verwendung der Kulturpflanzen in Erfahrung gebracht werden. Lokale Pflanzensorten mit bemerkenswerten Eigenschaften werden gesammelt und im LWL-Freilichtmuseum vermehrt, um sie später an Interessenten abzugeben.

Auf diese Weise soll das LWL-Freilichtmuseum zu einem Informationszentrum für biologische Vielfalt im ländlichen Gartenbau ausgebaut werden, in dem das Wissen über die Herkunft, Geschichte, regionale Verbreitung, Eigenschaften, historische Nutzung und aktuelle Verwendung der Kulturpflanzen gesammelt wird. Tauschbörsen, Ausstellungen, Vorträge, Führungen, Druck- und Internetveröffentlichungen sind Angebote, mit denen dieses Wissen

Interessierten zugänglich gemacht werden soll.

„Die Artenvielfalt von Bauergärten zu erhalten und zu verbreiten, kann nur durch tatkräftige Unterstützung weiter Teile der Bevölkerung gelingen. Bürgerbeteiligung ist beim Aufbau eines regionalen Netzwerks zur Förderung von Genreserven in ländlichen Gärten gefragt. Denn ländlichen Gärten und ihre Kulturpflanzen sind als Kulturgut ein wichtiger Bestandteil der Identität“, so Castensen.

Mithelfen kann jeder, der bereits einen ländlichen Garten bewirtschaftet, in dem traditionelle Nutz- und Zierpflanzen angebaut werden, oder wer Interesse daran hat, solche Pflanzensorten in seinem Garten zu kultivieren oder anderweitig einen Beitrag zur nachhaltigen Förderung der biologischen Vielfalt in Bauergärten leisten möchte.

Weitere Informationen erteilen das Freilichtmuseum Detmold, und das Büro für Vegetationskunde, Tierökologie und

Naturschutz, E-Mail:
Denz.Gartenvielfalt@t-online.de.

Neue Projekte 2011-2015

CORN-Netzwerk wird fortgesetzt

Das bekannte Netzwerk „Comparative Rural History of the North Sea Area“, kurz CORN, erreichte eine weitere Förderung. Geplant sind eine Reihe von kleinen und mittelgroßen Tagungen, die die Rolle von Institutionen für den Zugang zu Naturressourcen unter dem Einfluss von Katastrophen, zu Land im Rahmen der kollektiven Wirtschaftswiesen, zu Wissen und Arbeitskraft ins Zentrum stellen sollen.

Eine detailliertere Beschreibung des Konzeptes findet sich unter www.corn.ugent.be.

Ausstellungen

bis 30. September 2012

„Umbruchzeit. Die 1960er und 1970er Jahre auf dem Land“

Museumsdorf Cloppenburg – Niedersächsisches Freilichtmuseum

Popmusik und Pillenknick, Mode und Medien, Mobilität und politische Bewegungen, Kunst und Bildung – in den Ereignissen der 1960er und 70er Jahre verbinden und überschneiden sich diese Themen auf vielfältige Weise. Objekte und Lebensläufe einzelner Personen symbolisieren wie in kaum einer anderen Zeit die zahlreichen Umbrüche und Aufbrüche jener Jahre, sind Spiegelbild der Träume und Widersprüche dieser Zeit. Erinnerung steht daher bei allen Dingen im Vordergrund, jene der Zeitzeugen und auch die der Besucher, die eingeladen sind, mit ihren Beiträgen den Horizont der Ausstellung zu ergänzen und zu erweitern.

Website: www.umbruchszeit.de